

Das
Auswanderungs-Problem
in der Schweiz

Mit besonderer Berücksichtigung von Brasilien

Von

Ständerat Dr. Gottfried Keller-Aargau

Bericht,
erstattet in der Ständeratssitzung
vom 7./8. Januar 1936.

Mit einigen historischen Anhängen.

Druck und Verlag: E. Löpfe-Benz, Rorschach. 1936.

Motto: «So nun etwan ein junger gesell
were, der mit diesem schreiben
und zeugen kein genügen hette,
darmit er nicht im Zweifel
lebe, so neme er Gott zu
hilff und fahe diese Reise an.»

(Hans Staden, 1556.)

Augustin Keller, der aargauische Regierungs- und Nationalrat und am Ende auch Ständerat, sagte in seiner Eröffnungsrede im Nationalrat am 5. Juli 1858:

«Der Auswanderung wird das Vaterland endlich doch einen sichern Stab in die Hand geben und die scheidenden Kinder auch über die Ozeane mit seiner Sorge und den treuen Schutzgöttern der alten Heimat begleiten müssen.»

Es wird in der Tat die Zeit dafür gekommen sein, dass wir auch im Ständerat uns wieder einmal mit dem wichtigen Auswanderungsproblem, einem charakteristischen Zeichen unserer Not, beschäftigen, um so mehr als im Jahre 1935 drei Gruppen von Schweizern Studien in verschiedenen Erdteilen über die Frage der Auslandskolonisation gemacht haben oder noch machen, eine in Britisch Ostafrika, im Tanganjika- und Kenia-gebiet, eine andere in Britisch Kolumbien und eine dritte in Brasilien, sowie Paraguay und Argentinien. Ich will in der Darstellung nicht zurückgehen auf die Zeit, von der nach Schiller der Schwyzer Werner Stauffacher in seiner Rütlirede sprach:

«Es war ein grosses Volk hinten im Lande nach Mitternacht, das litt von grosser Teuerung. In dieser Not beschloss die Landsgemeinde, dass je der zehnte Bürger nach dem Los der Väter Land verlasse.»

So sagenhaft weit will ich nicht zurückgreifen, aber eine kurze historische Skizze muss ich doch geben, damit uns die Rolle und Bedeutung der Auswanderung im volkswirtschaft-

lichen Leben unseres Landes bewusst werde. Das Auswanderungsproblem ist wieder einmal, wie schon mehrmals in früheren Zeiten, ein Brennspeigel für die heutige Not geworden, es ist wie ein Spiegel, in dem alle volkswirtschaftlichen und politischen Fragen unserer Zeit und fast alle Traktanden unserer Wintersession, bis zum Voranschlag und Finanzprogramm, sich spiegeln.

Alle Auswanderung aus der Schweiz war allezeit in der Hauptsache zurückzuführen entweder auf Armut oder doch auf das Streben nach bessern wirtschaftlichen Verhältnissen oder grösserer Sicherstellung des Lebensunterhaltes. Doch wäre es unrichtig, anzunehmen, dass nur völlig Unbemittelte auswanderten, denn schliesslich kann kein Auswanderer ohne etwas Geld bestehen. Für den Kanton Aargau ist früher einmal festgestellt worden, dass die aus seinem Gebiet im Zeitraum von 1851 bis und mit 1879 ausgewanderten Personen — im ganzen 15,606 — eigenes Kapital im Betrage von 2,764,215 Fr. mit ins Ausland genommen haben. Das macht 177 Fr. auf den Kopf. Dazu kamen dann ungefähr rund 100 Fr. pro Kopf vom Staat und von den Gemeinden mitgegebene Unterstützung — gleichsam Aussteuer auf Konto «Billett einfach à Dieu».

Immerhin ist nach diesen Zahlen doch begreiflich, dass bei den meisten dieser Auswanderer das Streben nach bessern wirtschaftlichen Verhältnissen die Hauptrolle spielte. Daneben fällt, abgesehen von religiösen Motiven, als Ursache der Auswanderung in Betracht die weitverbreitete Lust, die Chancen und Hoffnungen einer ungewissen Zukunft mit der Gegenwart auszutauschen. Der Schweizer besonders scheint dem Zug nach der Weite und Fremde unterworfen, aber nachher kommt fast bei jedem wieder das Heimweh nach den engen Tälern.

Die erste Auswanderung grössern Umfangs in unserm Lande war periodische Auswanderung in der Form der Reisläuferei, der Soldatenwanderung, die besonders nach den Burgunderkriegen einsetzte und es zeitweilig mit sich brachte, dass jahraus jahrein etwa 80,000 junge Schweizer in ausländischen Heeren dienten, nicht etwa aus Arbeitsscheu oder Genußsucht, sondern weil sie als Arbeitskräfte in der Schweiz überschüssig waren.

Neben den Kapitulationen gab es ein wildes oder freies Reisläufen. Welch' gewaltige Ausdehnung allein die Kapitulationen erreicht haben, zeigt uns die Tatsache, dass von 1472 bis 1792 rund 730,000 Mann der Krone Frankreichs und 190,000 den übrigen Staaten überlassen wurden, in wenig mehr als drei Jahrhunderten beinahe eine Million Schweizer im besten Mannesalter. Das Reisläufen hat den Geburtenüberschuss der Schweiz im XVI. Jahrhundert vollständig aufgesogen, im XVII. Jahrhundert etwa zu zwei Dritteln und im XVIII. etwa zur Hälfte.

Je mehr die militärische Auswanderung zurückging, besonders nach Marignano im Jahre 1515, umso mehr wuchs die wirtschaftliche. Neben der periodischen Reisläuferei und neben der dauernden Auswanderung von Soldaten und Abenteurern gab es lange schon vor 1800 auch eine dauernde Auswanderung von kühnen Handelsleuten und wagemutigen Handwerkern, ja sogar, und zwar schon im XVI., XVII. und im Anfang des XVIII. Jahrhunderts, von religiös Verfolgten, von Wiedertäufern. Schon damals ergoss sich der Hauptstrom der überseeischen Auswanderung nach Nordamerika, derjenige der kontinentalen Auswanderung zuerst nach der Pfalz, weshalb man vielfach alle Auswanderer jener Zeit nur Pfälzer nannte. Später dann wurden auch Spanien und Russland und andere europäische Länder beliebte Auswanderungsziele.

Im Anfang des XVIII. Jahrhunderts überlegte die Berner Regierung: «ob es nicht tunlich sein werde, in Amerikam einen Distrikt Lands zu erhandeln, um die hiesigen überlestigen Untertanen dahin ferggen zu können.» Allein zu jener Zeit, in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, wurden in Nordamerika vier Städte mit dem Namen Bern von schweizerischen Auswanderern gegründet. Der starken Auswanderung um 1709 und 1710 nach Nordamerika, die meist aus dem Kanton Bern gespiesen wurde, folgte in den 30er und 40er Jahren des gleichen Jahrhunderts eine zweite Massenauswanderung, an der besonders die Zürcher Landschaft und die übrige Ostschweiz in hohem Masse beteiligt war, ebenso wiederum Bern, besonders das Oberland. Man schätzte die Zahl der im XVIII. Jahrhundert nach Amerika, Preussen, Spanien und Russland ausgewanderten

Schweizer auf rund 100,000, die Zahl der in den zwei Jahrhunderten von 1600 bis 1800 ausgewanderten Zürcher allein auf 20,000.

Neben der Dauerauswanderung spielte die periodische wirtschaftliche Auswanderung aus einzelnen Gegenden der Schweiz eine besondere Rolle, ganz besonders diejenige der Bündner nach Italien, namentlich nach Venedig, diesem grossen Stapelplatz des Welthandels.

Die bündnerische Auswanderung nach Italien ist bis ins XII. Jahrhundert nachweisbar. Im XVII. Jahrhundert sollen mehr als 1000 Bündner im Venezianischen periodisch angesiedelt gewesen sein, besonders als Zucker- und Pastetenbäcker, dann als Aquavitaj, Verkäufer von Branntwein und Liqueurs, namentlich von Schafgarben- und anderm Bergkräuterschnaps, Iva, dann als Schuhmacher, als Messerschmiede und Scherenschleifer und Glaser, sowie als Cafettieri.

Neben der bündnerischen gab es eine besondere tessinische Auswanderung, zuerst vorzüglich nach Mailand, dann überhaupt nach Oberitalien und immer weiter nach dem schönen Süden bis nach Sizilien hinunter. Die Tessiner zogen dorthin nachweisbar schon vom XIII. Jahrhundert an, als Baumeister und Maurer («Magistri camacini, comacini»), als Hutmacher, Kaminfeger (Spazzacammino) und Ofenbauer, Packträger, Scherenschleifer, Kupferschmiede, Kastanienbrater, Glaser und Klempner, Totengräber (Monatti) usw., sie füllten offenbar gewisse Mangelberufe Italiens aus, für die sich die Tessiner besonders interessierten oder eigneten. Nach der Entdeckung Amerikas und Südamerikas finden wir dann viele Tessiner auch in Argentinien, Peru und andern überseeischen Staaten, besonders auch in Kalifornien, wo sie sich namentlich als Handelsleute, teilweise mit allergrösstem Erfolg auszeichneten.

Im XIX. Jahrhundert wurde die Auswanderungsbewegung mächtig aufgetrieben besonders durch zwei Ereignisse, einmal durch die Hungersnot von 1816/17 und sodann auch, neben andern kleinern Ursachen, durch den Untergang der hausindustriellen Handrohweberei, die Wilhelm Meister in seinen Wanderjahren noch gesehen und geschildert hat, infolge des Sieges-

zuges der mechanischen Weberei von 1840 an. Dieser Untergang der hausindustriellen Handrohweberei hat um die Mitte des vorigen Jahrhunderts namentlich auch zur Gründung von Neu Glarus in Wisconsin (Amerika) beigetragen. Eine interessante aargauische Statistik gibt für die Jahre 1853 und 1863 folgende Prozentsätze für die schweizerische Ueberseewanderung an, die wahrscheinlich als eine Art Durchschnitt auch für die ältere und neuere Zeit gelten kann. In allerneuester Zeit haben allerdings Einwanderungs-Verbote oder Einwanderungs-Einschränkungen dieses frühere Bild, das folgende Prozentsätze zeigte, völlig verändert:

Nordamerika	86,1 %
Südamerika	11,8 %
Australien	1,84 %
Algier	0,04 %
Andere Länder	0,20 %

In Nordamerika begann mit der Zeit auch Kanada immer mehr Schweizer anzuziehen, wo schon 1668 die ersten Freiburger gemeldet werden. Auch Kalifornien wirkte immer mehr als Magnet, besonders seit ein Arbeiter des berühmten Generals Johann Rudolf Sutter auf dessen Grossgrundherrschaft Nova-Helvetia im Januar 1848 das erste Gold entdeckt hatte, was für General Sutter dann einen so tragischen Ausgang nahm.

Von 1792 an ging das Reislafen stark zurück und verschwand im 19. Jahrhundert fast vollständig. Es wurde teilweise, aber nur unvollständig, durch die wirtschaftliche Auswanderung ersetzt. Bis dahin war übrigens die schweizerische Auswanderung mehr in die übrigen Länder von Europa gegangen, nachher überwog immer mehr die Auswanderung nach Uebersee, besonders seit die ursprünglichen Kolonialmächte Spanien und Portugal, die 1494 zu Tordesillas die Welt unter sich verteilt hatten, immer mehr durch Frankreich, Holland und England abgelöst worden waren und seit namentlich England auch für uns die Häfen und Länder der Welt geöffnet hatte. Immerhin bewirkten im XVIII. und XIX. Jahrhundert die zunehmende Steigerung der landwirtschaftlichen Erträge durch verbesserte Anbaumethoden und die einsetzende grossartige industrielle Entwick-

lung, dass periodenweise die Auswanderung stark zurückging und dass die schweizerischen Arbeitskräfte zeitweise ganz in der eigenen Wirtschaft untergebracht werden konnten. Von 1798 bis 1850 z. B. wird der Bevölkerungszuwachs in der ganzen Schweiz auf etwa 720,000 Seelen angegeben, der Wanderverlust — Ueberschuss der Auswanderung gegenüber der Einwanderung — nur auf rund 50,000. Während noch im XVIII. Jahrhundert 60 % des Geburtenüberschusses von der schweizerischen Volkswirtschaft ausgestossen werden mussten, zumeist in fremde Kriegsdienste, verminderte sich der Ausstoss in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts auf 6 % des Geburtenüberschusses. Erst in den 1850er Jahren schwoh dann die wirtschaftliche Auswanderung wieder mächtig an. Im Jahre 1854 stieg sie gar auf 18,000 = 0,7 % der gesamten damaligen schweizerischen Wohnbevölkerung. In den fünf Jahren von 1851 bis 1855 wanderten rund 50,000 Schweizer aus, rund 10,000 durchschnittlich in jedem Jahr.

Auch im Jahre 1883 wuchs die Auswanderung plötzlich wieder gewaltig, da stieg allein die überseeische Auswanderung wieder auf über 13,000 an, gegenüber einem Jahresdurchschnitt von rund 2000 bis 3000 in der Zwischenzeit und gegenüber etwa 5000 bis 6000 Jahresdurchschnitt in den Jahren vor dem Weltkrieg.

Von 1800 bis 1935, alles ineinander gerechnet, stossweises Anschwellen und Abflauen und ungefähr normales Auswandern, mag der jährliche Durchschnitt der schweizerischen Bruttoauswanderung etwa 3000 bis 4000 Köpfe betragen haben; das ergibt in 135 Jahren ungefähr 400,000 bis 550,000 Menschen, die in der zweiten oder dritten Generation als Neubürger des neuen Wohnsitzlandes zu betrachten sind, also für die alte Heimat als verloren gelten können. In dieser gleichen Zeit aber — von 1800 bis 1935 — stieg die Bevölkerung der Schweiz infolge von Geburtenüberschuss und Einwanderung von schätzungsweise rund 1,65 Millionen auf 4,1 Millionen an. Dieser Zuwachs ist in der Hauptsache auf Geburtenüberschuss zurückzuführen, die Bruttoauswanderung wurde durch die Ausländereinwanderung nur zum Teil ersetzt. Der gesamte Wanderverlust der

Schweiz, die Nettoauswanderung, also der Ueberschuss der Auswanderung über die Einwanderung, wird bis heute auf rund 150,000 Seelen geschätzt, mit andern Worten: die 1,65 Millionen Einwohner um das Jahr 1800 haben sich bis heute um rund eine halbe Million durch Auswanderung vermindert, dagegen um rund 350,000 Seelen durch Ausländereinwanderung vermehrt; die Hauptvermehrung auf die heutige Einwohnerzahl von etwas mehr als vier Millionen erfolgte durch Geburtenüberschuss von etwa 2 $\frac{1}{2}$ Millionen. In wirtschaftlich besonders günstigen Jahren, so von 1871 bis 1880, wurde in der Regel jeder auswandernde Schweizer durch einen zuwandernden Ausländer ersetzt, im Durchschnitt auf eine lange Zeit von über 100 Jahren berechnet aber nicht.

Heute, auf Jahresende 1934, befinden sich rund 312,000 Schweizer immatrikuliert im Ausland, davon 227,000 in Europa, 43,000 in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, 14,800 in Argentinien, 6900 in Kanada, 4500 in Brasilien, 1500 in Chile, total in Amerika, Norden und Süden zusammen gerechnet, 73,650. In Afrika wurden 7350 Auslandschweizer gezählt, in Asien 2460 und in Australien 1730. Diese 312,000 immatrikulierten (und im ganzen vielleicht 400,000) Auslandschweizer sind Auswanderer aus eigenem freiem Willen, die in der überwältigenden Mehrzahl unser Vaterland im Ausland ehrenvoll vertreten und mächtig beitragen zu seinem hohen internationalen Ruf. Sie verdienen unsere volle Anerkennung und Sympathie, sie sind mit den Auswanderern, die Herr Minister Tschudi, wie später noch ausgeführt wird, nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Brasilien besucht hatte, nicht zu verwechseln. Diese Brasilschweizer der 1850er Jahre waren eben meistens Abgeschobene, es waren sogar Sträflinge darunter. Von den genannten 312,000 Auslandschweizern werden schätzungsweise ein Viertel bis ein Fünftel wieder in die alte Heimat zurückkehren — es sind zum guten Teil Aussenposten unserer Volkswirtschaft —, die übrigen aber werden vom Ausland assimiliert werden, wofür wir in der Schweiz Ausländer assimilieren; so ist das Leben.

Diesem allgemeinen Ueberblick mag noch ein besonderer Blick auf die allerneuste Zeit folgen.

Von 1880 bis 1888 war eine Zeit starker Uebervölkerung, also auch Auswanderung. Da betrug der schweizerische Wanderverlust 11,000 im Jahresdurchschnitt, gegenüber 1000 von 1800 bis 1850 und 3300 von 1850 bis 1880. Dieser Zustand temporärer Uebervölkerung von 1880 bis 1888 schlug aber bald ins Gegenteil um. Von 1889 bis zum Weltkriege zeigte sich ein immer wachsender Ueberschuss der Einwanderung über die Auswanderung. Im Jahre 1910 überstieg der Bedarf an Arbeitskräften sogar derart das einheimische Angebot in gewissen Industriezweigen, besonders im Baugewerbe, dass den etwa 300,000 bis 400,000 Schweizern im Auslande nicht weniger als rund 550,000 Ausländer in der Schweiz gegenüberstanden.

Die Ausländereinwanderung wurde in dieser Zeit bis zum Weltkriege begünstigt durch die geographische Lage der Schweiz und durch ihre Industrie, in Verbindung mit einer völlig ungenügenden Fremden-, Niederlassungs- und Einbürgerungsgesetzgebung. Dieser an überseeische Länder erinnernde Einwanderungsüberschuss ging um die Mitte der 1920er Jahre wieder verloren. Die Schweiz kehrte wieder in die Reihe der Auswanderungsländer zurück, der sie bis 1798 und von 1850 bis 1888 angehört hatte. Allein schon gegen das Jahr 1928 hin änderte sich die Lage neuerdings. Man sieht: Der Auswanderungspegel fällt und steigt mit den wirtschaftlichen Verhältnissen im Inland. Es kam die Hausse oder Scheinhausse von 1928 bis 1931, und die Hochkonjunktur zog auch diesmal sofort wieder die Ausländer an, wie der Honig die Wespen, es fehlten Arbeitskräfte in der Schweiz, es gab Mangelberufe, und diese Lücken wurden sofort vom Auslande her wieder ausgefüllt. So wanderten in dieser kurzen Periode ungefähr 10,000 Ausländer mehr in die Schweiz ein als aus ihr ab. Die Schweiz wurde plötzlich im Auf und Ab der wirtschaftlichen Vorgänge wieder ein Einwanderungsland. Dann wurden die Behörden auf die bedrohliche Einwanderung besser aufmerksam und erstellten als Damm zur Abwehr eine neue Fremden-gesetzgebung. Zuerst wurde im Jahre 1925 ein neuer Artikel 69ter in die Bundesverfassung auf-

genommen, durch den dem Bunde dauernd, auch für die normale Friedenszeit, die Befugnis gegeben wurde, Aufenthalt und Niederlassung der Ausländer in der Schweiz zu regeln und die Einreise der Ausländer in die Schweiz, soweit nötig, zu beschränken. Dann kam im Jahre 1927 der revidierte Artikel 44, mit gewissen Massnahmen gegen die Ueberfremdung, besonders mit der Vorschrift, dass die Bundesgesetzgebung bestimmen könne: Das in der Schweiz geborene Kind ausländischer Eltern sei von Geburt ab Schweizerbürger. Das bedeutet einen wichtigen Schritt in der Richtung des Uebergangs zum staatsrechtlichen Bodenrecht, zum jus soli: Wo du geboren bist, da sollst du auch Bürger sein, ohne Rücksicht auf die Heimat deiner Eltern. Dieses jus soli gilt ja in vielen ausländischen, besonders in den meisten überseeischen Staaten, als etwas Selbstverständliches.

Wie weit vor dieser Fremdenabwehr-gesetzgebung die Ueberfremdung in der Schweiz schon gediehen war, mögen einige Zahlen in Erinnerung rufen. Im Jahre 1910 hatte der ausländische Teil der Bevölkerung 14,7 % betragen, 552,000 Seelen. Auf je sieben Schweizer war damals ein Ausländer gekommen. In einzelnen Grenzkantonen war der ausländische Teil der Bevölkerung bald auf einen Drittel angestiegen, und in einzelnen Grenzstädten auf die Hälfte oder sogar darüber. Von 1850 bis 1910 hatte die Fremdbevölkerung durch Einwanderung und Geburtenüberschuss eine Vermehrung von 650 % erfahren, während die Gesamtbevölkerung des Landes in dieser Zeit um bloss 56 % gewachsen ist.

Heute aber fängt die neue Gesetzgebung gegen die Ueberfremdung bereits an, ihre Früchte zu tragen. Die Einreise- und Aufenthaltsbewilligungen nehmen erheblich ab, andererseits aber nehmen die Einbürgerungen von Ausländern zu, die Aufsaugung und Assimilierung erfolgt rascher, wie es den Schweizern im Ausland auch ergeht.

Die Einwanderung von Ausländern wurde also seit der neuen eidgenössischen Fremden-gesetzgebung deutlich und erheblich kleiner. Von 1931 weg ist eine stetige Abnahme der Ausländer-zuwanderung und eine langsame Zunahme der Ausländerab-wanderung festzustellen. Heute haben wir rund 355,000 Aus-

länder in der Schweiz gegen 552,000 im Jahre 1910, heute ist also die Zahl der Ausländer in unserem Lande ungefähr gleich gross — eher etwas kleiner — wie die Zahl der Schweizer in den verschiedenen Ländern des Auslandes.

Von den rund 355,000 Ausländern in der Schweiz (auf Ende 1930) waren 350,000 Europäer, davon rund 135,000 Deutsche, 127,000 Italiener, 37,000 Franzosen und 22,000 Oesterreicher. Dagegen befanden sich (auf Jahres-Ende 1934) in Frankreich 120,000 Schweizer (37,000 Franzosen in der Schweiz), in Deutschland 50,000 Schweizer (135,000 Deutsche in der Schweiz), in Italien 17,000 Schweizer (127,000 Italiener in der Schweiz), in Oesterreich 4800 Schweizer (22,000 Oesterreicher in der Schweiz), in England 15,000 Schweizer (6000 Engländer in der Schweiz).

Also ist die «Wanderungsbilanz» der Schweiz aktiv gegenüber:

1. Frankreich: 120,000 Schweizer in Frankreich, gegen 37,000 Franzosen bei uns;
2. Grossbritannien: 15,000 Schweizer in Grossbritannien, gegen 6000 Engländer bei uns.

Dagegen ist die «Wanderungsbilanz» der Schweiz passiv gegenüber:

1. Deutschland: 50,000 Schweizer draussen, gegen 135,000 Deutsche bei uns;
2. Italien: 17,000 Schweizer draussen, gegen 127,000 Italiener bei uns;
3. Oesterreich: 4800 Schweizer draussen, gegen 22,000 Oesterreicher in der Schweiz.

Diese Zahlen ergeben einen «Bilanzüberschuss» von 85,000 Deutschen, 110,000 Italienern und 17,200 Oesterreichern in der Schweiz, zusammen über 210,000 Menschen. Das mag ungefähr dem Durchschnitt der Anzahl von Arbeitslosen mit Familien-Angehörigen in der Schweiz im Laufe der letzten Jahre entsprechen.

Es liegt nahe, das Postulat zu prüfen, ob nicht so weit möglich die Zulassung von Ausländern in der Schweiz aus jedem Lande ungefähr auf die Zahl der daselbst niedergelassenen Schweizer beschränkt werden sollte? (Ausländerkontingentierung nach dem Grundsatz der nach Ländern möglichst ausge-

glichenen Gegenseitigkeit.) Eine Gegenaktion der Länder, die mehr Schweizer aufnehmen als wir ihre Angehörigen, wäre kaum zu befürchten, da dieses Plus von Schweizern (z. B. in Frankreich und England) wahrscheinlich schon heimgeschickt worden wäre, wenn es nicht für die fremde Volkswirtschaft ein Vorteil sein würde.

Heute steht die Schweiz wieder, wie um die Mitte der 1920er Jahre, am Anfang einer Uebervölkerungsperiode. Wenn es schlecht geht in der Schweiz, ist es ganz natürlich, dass die Zuwanderung abnimmt und dass anderseits die Bestrebungen von in der Schweiz wohnhaften Ausländern und Schweizern nach Auswanderung anschwellen.

Aber da ergibt sich nun für die Schweizer ein ganz interessantes Bild.

Die Ueberseeauswanderung von Schweizern seit etwa 1900 mag in normalen Zeiten zwischen 4000 und 5000 jährlich geschwankt haben, sie stieg in der ersten Periode grosser Arbeitslosigkeit nach dem Weltkrieg auf 7000 bis 8000 Personen jährlich, sank dann aber — und das ist nun das Auffallende, das ich zu beachten bitte — im Jahre 1932 auf 1301, erreichte 1933 und 1934 nur noch rund je 1200 Personen, also in jedem Monat durchschnittlich 100 Personen. Nebenbei gingen von diesen rund 1200 Personen im Jahre 1934 deren 359 nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, 130 nach Argentinien, bloss 22 nach Kanada, 10 nach Mexiko, 32 nach Zentralamerika und 70 nach Brasilien, dagegen 324 nach Afrika, 198 nach Asien und nur 27 nach Australien. Da ergibt sich die Frage: Wie erklärt sich dieser auffallende Rückgang der Gesamtauswanderung, trotz der ständig gewordenen Arbeitslosigkeit einerseits und der Einwanderungsbeschränkung anderseits? Und wie erklärt sich auch die auffallende Verschiebung in den Auswanderungszielen der auswandernden Schweizer?

Die Frage zwingt uns dazu, den Blick einmal über unsere Grenzpfähle hinaus ins Ausland zu werfen.

Da ist einmal darauf hinzuweisen, dass bis zum Weltkriege fast in der ganzen Welt die Freizügigkeit herrschte. Ueberdies kann man in der Vorkriegsperiode eine gewisse grosszügige

Arbeitsteilung zwischen den verschiedenen Ländern und Weltteilen in der Weise feststellen, dass die Staaten Osteuropas, die sich heute noch gern Agrarstaaten nennen, und dass ferner die überseeischen Gebiete, besonders Argentinien, Brasilien und Kanada sich im grossen ganzen mehr auf die Urproduktion beschränkten, die Ueberseestaaten teils auf Getreide (wie Kanada und Argentinien), teils auf Fleisch und Häute (wie Argentinien), teils auf Kaffee (wie Brasilien mit seiner Quasi-Monokultur und andere zentralamerikanische Staaten), teils auf Zucker, Baumwolle, Tabak und andere Artikel. Die Bezüger dieser Artikel waren die dichtbevölkerten industrialisierten Länder Mittel- und Westeuropas, die dafür die Fabrikate ihrer Industrien in die Nahrungsmittel und Rohstoffe abgebenden Länder exportierten. Der Weltkrieg und die daraus sich ergebende sogenannte Friedensordnung haben diesen frühern wirtschaftlichen Aufbau der Welt völlig verändert. Während der Kriegsjahre sahen sich zahlreiche wichtige überseeische Gebiete und Rohstoffländer: Indien, China, Argentinien und Brasilien, dann auch Japan, gezwungen, selbst Industrien ins Leben zu rufen, die sie meistens mit billigen Arbeitskräften gegenüber den Industrien der bisherigen Bezugsländer in Konkurrenz setzen konnten, wobei es den ausländischen Industriegegründern nicht schwer gemacht war, aus den alten europäischen Bezugsländern auch qualifizierte und auf Kosten des alten Industrielandes ausgebildete Arbeitskräfte zu beziehen und sodann die Erfahrungen, Methoden und Verfahren der alten Länder an deren Hochschulen sich billig anzueignen. Ins gleiche Kapitel der seit dem Weltkriege völlig veränderten weltwirtschaftlichen Struktur gehört der Völkerbund und das Internationale Arbeitsamt, mit ihren Abmachungen, wirtschaftlichen und sozialen Verträgen und Empfehlungen, die alle dem Völkerbund angehörenden altindustriellen europäischen Länder tatsächlich in weit höherer Masse in der Produktionsfreiheit und -billigkeit binden und hindern als die meisten der neuindustriellen Staaten, die wohl in Genf allen Resolutionen lächelnd zustimmen, aber zu Hause dann machen, was ihnen das Konkurrenzinteresse gegen die altindustriellen Staaten gebietet. Und um die neu gegründeten

Industrien gegen den Wettbewerb der alten Industrieländer zu schützen, wurden überall in der Welt hohe Schutzzölle und Einfuhrbeschränkungen in allen möglichen Formen eingeführt. Allein in Europa wurden durch die Friedensverträge über 14,000 km neuer Zollgrenzen aufgerichtet. Alle neuen Staaten erblicken ihr Heil in der Autarkie. Diese Bewegung hat sogar gewisse schweizerische Kantone ergriffen. Derart sieht die Zukunft für unsere Exportindustrie und für unser kleines und eingeschlossenes Land heute wirklich trostlos aus, namentlich wenn man bedenkt, dass uns auch der Rekord der Qualitätsindustrie immer mehr streitig gemacht wird und dass die Schulung der Arbeitskräfte und des Volkes überhaupt auch in andern Ländern immer grössere Fortschritte macht, so dass auch hier unsere vielgerühmte Ueberlegenheit einmal ihr Ende finden wird. Unser Land ist arm an Raum und Rohstoffen, aber an menschlichen Bedürfnissen ist es sehr reich, es bleibt auf die Freiheit der Waren- und Ausfuhr und auch der Menschenausfuhr und -zufuhr um so mehr angewiesen, als nur noch rund 20% Erwerbstätige in der Landwirtschaft beschäftigt werden, die übrigen 80% in der Industrie, im Gewerbe, im Handel, in liberalen Berufsarten oder Beamtungen. Auf die Dauer aber kann ein kleines Land mit 20% Bauern diese übrige Bevölkerung nicht ernähren, und die übrige Bevölkerung kann ohne genügend Industrie die erzeugten Lebensmittel auch nicht mehr genügend bezahlen. Und weiter: Das ganze Land vermag wohl vorübergehend, aber nicht dauernd die bisherige Unterstützung von 60,000 bis 100,000 Arbeitslosen — mit Familienangehörigen macht das 150,000 bis 250,000 Menschen aus — materiell und moralisch zu ertragen. Andererseits aber sind genügend grosse und wirtschaftlich interessante Bodenreserven zur zwangsweisen Rückführung aller überflüssig gewordenen Industriearbeiter in die Landwirtschaft, wenn sie überhaupt möglich wäre, nicht mehr vorhanden, trotzdem noch Hunderte von Hektaren versumpften Landes an der Linth, am Tessin, an der Rhone, am Rhein und im Gebiete der Juragewässer der Urbarmachung harren sollen. Auch der Innenkolonisation, um die sich Herr Dr. Hans Bernhard, sowie die Schweizerische Vereinigung für

Innenkolonisation und industrielle Landwirtschaft so verdienstlich bemühen, sind dadurch und auch durch andere, namentlich finanzielle Hindernisse, natürliche Grenzen gesetzt, und die Maschinen haben auch auf dem Gebiete der Landwirtschaft die menschliche Arbeitskraft vielfach ersetzt. Nicht umsonst wird auch der Hauptteil der bisherigen schweizerischen Auswanderungslustigen von der Landwirtschaft gestellt, weil eben die Gründung einer selbständigen landwirtschaftlichen Existenz immer schwieriger und immer weniger anziehend geworden ist. Aber anderseits herrscht gerade auf dem Gebiete der einheimischen Landwirtschaft keine zum Aufsehen mahnende Arbeitslosigkeit, darum ist eine Auswanderung von landwirtschaftlichen Arbeitskräften volkswirtschaftlich weder notwendig, noch auch nur wünschenswert, da wir kein Interesse daran haben, dass die in der Landwirtschaft tätigen Personen noch mehr abnehmen. Denn die Inlandwanderung im Innern der Schweiz zeigt uns eine gewaltige Abwanderung vom Lande in grössere Städte und städtische Agglomerationen, ein Zusammenströmen, das in der Zeit von 1850 bis heute die Agglomeration Zürich von 35,500 auf 335,000, diejenige von Basel von 28,000 auf 200,000, die von Bern von 30,000 auf 150,000 und die von Genf von 38,000 auf 146,000 brachte.

Wenn wir aber nun den Kopf aufheben und wieder über unsere Grenzpfähle hinausschauen, dann sieht das Bild noch trostloser aus.

Seit dem Abschluss des Weltkrieges nimmt in fast allen Auswanderungsländern das Bestreben zu, die Einwanderung nach Möglichkeit zu unterbinden. Den Anfang machten vor 15 Jahren die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit ihrer berühmten Quotengesetzgebung, wonach jedem Land jährlich nur noch 2 % derjenigen Ausländerzahl, die 1794 aus dem betreffenden Land in U.S.A. wohnte, zur Auswanderung zugestanden werden. Später wurde die Quote auf $\frac{1}{2}$ % herabgesetzt, und heute ist die Einwanderung praktisch fast unmöglich und bis auf ein verhältnismässiges Minimum eigentlich gesperrt. Während früher alljährlich Tausende von Schweizern nach den Vereinigten Staaten auswanderten, sind es seit einigen

Jahren noch 300 bis 400, so viel, wie nach Afrika gehen. Zuerst diente die Einschränkung der Einwanderung der Abwehr unerwünschter Einwanderer aus kulturell tiefer stehenden Ländern, mit der Zeit aber dient sie immer mehr dem Schutze des Arbeitsmarktes. Dem Beispiel der Vereinigten Staaten folgten, bald mit diesen bald mit andern Mitteln, bald mit Kontingentierung, bald mit der Forderung von Vermögensausweisen oder Kauttionen oder Depots oder staatlichen Garantien gegen die Folgen der Verarmung, oder mit Bildungsprüfungen, oder Beschränkung der ausländischen Angestellten und Arbeiter, und was dergleichen Schikanen gegen die Freizügigkeit mehr sind, fast alle als Auswanderungsziel für Schweizer in Betracht kommenden Länder, so Kanada, Argentinien, Australien, England, Frankreich, Deutschland und Italien. Auch Brasilien hat durch eine Bundesverfassungsbestimmung die Einwanderung kontingentiert und damit stark eingeschränkt, doch habe in neuester Zeit, wie mir Herr Minister Albert Gertsch in Rio de Janeiro mitteilte, die Bundesregierung den Einzelstaaten Brasiliens die Zulassung der Einwanderung wieder freigegeben. Für wie lange, das ist allerdings unsicher. Immerhin beträgt — ich wiederhole diese wichtige Tatsache — die gesamte schweizerische Auswanderung nach Uebersee seit 1932 nur noch wenig mehr über 1000 Personen jährlich, das ist das Ergebnis der Einwanderungsbeschränkungen der meisten in Betracht fallenden Staaten.

So sieht der Blick über die Grenzpfähle hinüber ins Ausland nicht nur Zollmauern, sondern dahinter auch noch einen zweiten Ring von Mauern, solche gegen die Einwanderung. Und hinter diesen Mauern sieht man noch etwas anderes: Nämlich in fast allen überseeischen Ländern, U.S.A., Kanada, Lateinamerika, Australien und Südafrika, die Herrschaft des jus soli, des staatsrechtlichen Bodenrechts, in der Gesetzgebung, was bedeutet, dass alle innerhalb der Landesgrenze geborenen Personen ohne weiteres auch von Gesetzes wegen Staatsbürger des Geburtslandes werden, das sie dadurch rascher assimilieren will. Die Einwanderer dürfen ihren Kindern die angestammte Nationalität nicht, oder höchstens im Sinne eines lästigen Doppelbürgerrechts, bewahren.

So sieht es aus, wenn man das Inland und das Ausland nüchtern betrachtet: Im Inland Arbeitslosigkeit und erschreckende Schrumpfung der Verdienstmöglichkeiten, in Verbindung mit einer allgemeinen Verarmung und mit schlechten Zukunftsaussichten, Verstopfung der Ausfuhr von Waren und Menschen und starkes Versiegen des Fremdenverkehrs; im Ausland neue, mit Zollmauern geschützte Industrien, Mauern auch gegen die Einwanderung und für die wenigen zur Einwanderung über die Mauer Zugelassenen zwangsmässige Nationalisierung, Assimilierung schon in der ersten oder zweiten Generation.

Man ersieht aus dieser ganzen Darstellung, in welche furchtbare Lage der Weltkrieg und seine Friedensverträge unser neutrales und zum Sitz des Völkerbundes gewähltes Land gebracht haben. Die Handelspolitik besteht aus bilateralen Notverträgen mit Kompensation und Clearing, soweit überhaupt noch Verträge bestehen. Die Einfuhr ist um etwa einen Drittel, die Ausfuhr um fast die Hälfte zurückgegangen. Der Fremdenverkehr ist zusammengeschmolzen wie Schnee an der Sonne, viele Hotelpaläste von Millionenwert, mit ihren zum Himmel gährenden Hypotheken, stehen leer; die Maschinenindustrie mit ihren 9000 Arbeitslosen, die Seidenindustrie, Stickerei- und Strohindustrie liegen am Boden. Der Export der Maschinenindustrie ist von 200 Millionen auf 100 Millionen gesunken, der Uhrenexport ist wertmässig auf einen Drittel zurückgegangen, die Stickereiausfuhr sogar auf einen Siebentel, der Export der Seidenindustrie ist von 200 Millionen Franken auf 16½ Millionen Franken gesunken, Milch und Schokolade sind für den Export unbedeutend geworden. Die Politik besteht aus Hilfsaktionen, eine Hilfsaktion jagt die andere, wir leben von der Substanz, der Bund und die Bundesbahnen, viele Kantone und Gemeinden sind überschuldet, der Bund pumpt die letzten Steuern aus der zusammengeschrumpften Wirtschaft heraus und glaubt sich trotzdem gezwungen, den Räten wieder einen für lange Zeit sicher untragbaren Voranschlag mit beinahe einer halben Milliarde Ausgaben vorzuschlagen, der nur mit den Notkrücken zweier Finanzprogramme mit Zuhilfenahme eines ungeschriebenen Notrechtes mühsam aufrecht erhalten werden kann.

Aber nun tritt eine neue auffallende Tatsache in Erscheinung. Unser Volk hat in einem gewissen Sinn sich teilweise bereits an diese neue Situation etwas angepasst und ist daran, sich weiter anzupassen, teilweise bewusst, teilweise unbewusst, im Einklang mit neuzeitlichen Erscheinungen und Anschauungen in andern Ländern. Zum ganzen Problem der Bevölkerungsbe-
wegung, der Zu- und Abwanderung, gehört nämlich auch das Kapitel des Geburtenüberschusses. Und da ist nun in neuester Zeit ein erschreckender Rückgang des Geburtenüberschusses festzustellen, an dem Malthus seine grosse Freude haben würde. Der Geburtenrückgang in der Schweiz ergibt sich aus folgenden Zahlen:

1901 betrug die Geburten in der Schweiz	97,000
1934 noch	67,000,

trotzdem die Bevölkerung in dieser Zeit von 3,3 auf 4,1 Millionen, die Zahl der geburtsfähigen Ehefrauen von 342,450 auf rund 450,000 gestiegen ist. Die eheliche Fruchtbarkeit auf 1000 gebärfähige eheliche Frauen betrug im Jahre 1900 noch 266, im Jahre 1934 noch 134, also die Hälfte. Der grosse Rückgang setzte langsam ein seit der Jahrhundertwende, ganz besonders aber seit 1910 und seit dem Weltkrieg, im Einklang zuerst mit dem Anwachsen der Spargelder auf rund vier Millionen Sparbüchlein mit etwa 6½ Milliarden Guthaben und dem steigenden materiellen Wohlstand, nachher im Einklang mit der wachsenden Krisis und endlich im Einklang auch mit dem Rückgang des Geburtenüberschusses in Deutschland und Skandinavien, in Australien, in neuester Zeit fast auf der ganzen Erde, sogar — trotz Mussolini — auch in Italien.

Heute beträgt die Kinderzahl pro Mutter in der Schweiz 2,77 Kinder, in Frankreich 2,3 Kinder, in Deutschland 2,2 Kinder, wenn man nur die Mütter mit Kindern zählt. Wenn man aber auch die kinderlosen Mütter zählt, kommen wir in der Schweiz auf 2,1 bis 2,3 Kinder, in Ungarn auf wenig über ein Kind, in Frankreich auf 1,9 bis 2,1 Kinder, in Deutschland auf 1,8 bis 2 und in Italien immer noch auf 3,5 bis 3,7. Innerhalb der Schweiz sind die Verhältnisse in den verschiedenen Ge-

genden und Kantonen ausserordentlich verschieden, am meisten Kinder erzeugen noch die Mütter von Uri (4,18), dann die von Freiburg (4,03), dann folgen Nidwalden, Appenzell I.-Rh. und Wallis, also die überwiegend katholischen Kantone. Am wenigsten gebären die Mütter von Genf (1,81), dann die von Basel-Stadt (1,85), Zürich wird durch die Landschaft ausgeglichen auf 2,1 für den ganzen Kanton. Auch bei uns zeigt sich der Geburtenrückgang am stärksten bei der Oberschicht der geistig besonders Begabten. Nur nebenbei sei bemerkt, dass Hand in Hand mit dem Rückgang des Geburtenüberschusses eine erhebliche Zunahme der Lebensdauer, also eine Abnahme der Sterblichkeit, festzustellen ist. Je weniger Kindern geboren werden, um so grösser wird ihre Lebensfähigkeit und Lebensdauer. Die früher so seltenen Achtzigjährigen werden häufiger. Das wenigstens scheint uns die Statistik als vorläufiges Ergebnis des immer mehr zur Herrschaft gelangenden sogenannten französischen Zweikinder-Systems zu registrieren. Der Mensch sucht durch Zurückhaltung in der Fortpflanzung die Natur zu korrigieren, die Natur aber korrigiert sofort weiter durch Verlängerung der Lebenszeit. Immerhin verurteilt die Natur, die für die Erhaltung eines Menschenstammes auf die Länge drei bis vier Kinder verlangt, Familien mit bloss zwei Kindern nach einigen Generationen doch zum Auslöschen. Ein oder zwei einzige Leibeserben oder Lebensersatzmänner genügen eben bei weitem nicht, um ein menschliches Geschlecht auf längere Dauer und auf viele Generationen hinaus zu erhalten. Für unsere Darstellung ist jedoch nicht zu untersuchen, welches das Schicksal eines Volkes mit derartigem Geburtenrückgang sein kann, sondern es ist hier bloss festzustellen, dass gleichzeitig mit der zwangsmässigen Arbeitslosigkeit in der Exportindustrie auch der Mensch freiwillig seine Fortpflanzung quantitativ immer mehr reduziert.

Allein, trotz dem Geburtenrückgang und trotz der zu erwartenden noch weitem Abnahme der Geburten bleibt auf die Dauer die Uebervölkerung, die bei der allseitigen Erschwerung der Auswanderung zur Bevölkerungsverstopfung wird, denn die Abnahme der Sterblichkeit hat ihre natürlichen Grenzen.

Da pocht immer lauter das Problem der Auswanderung wieder einmal an die Türen des Bundeshauses. Immer mehr wird darüber gesprochen und geschrieben.

Heute-morgen hat der Präsident ein Telegramm erhalten des Inhalts: «Wir bitten den hohen Ständerat höflich und dringend um Berücksichtigung unserer Wünsche. Bestens dankend grüsst Sie mit respektvoller Hochachtung; Auswanderungsverein Zürich.» Leider sind mir keine besondern Wünsche des Auswanderungsvereins Zürich bekannt gegeben worden. Doch ist als Zeichen der Zeit festzustellen, dass es immer mehr neuzeitliche gemeinnützige Auswanderungsorganisationen gibt. Auch reisen, wie gesagt, mehrere schweizerische Kommissionen in Amerika und Afrika herum zu Studienzwecken; auch die Möglichkeiten in Frankreich sind von den Herren Dr. Bernhard und Aebi studiert worden. Ist vielleicht, wie viele meinen, die Auswanderung ein Heilmittel oder sogar das alleinige Heilmittel in der Notlage, in der wir uns befinden? Ist die Auswanderung das Ventil, um den Ueberschuss der Bevölkerung in das Ausland «abzuferggen», um mit der Berner Regierung eines früheren Jahrhunderts zu sprechen? Und wenn die Auswanderung an sich als ein zweckmässiges Heilmittel in der Krisis erscheint, ist dann die Gründung geschlossener Schweizerkolonien oder die Förderung der Einzelauswanderung durch den Bund das richtigere Mittel, oder soll der Bund beide Arten der Auswanderung animieren oder forcieren? Besonders Herr Dr. Felix Moeschlin tritt mit seinem ganzen schönen Dichtertemperament und Optimismus für die energische staatliche Förderung der Auswanderung ein: «Luft brauchen wir in der Schweiz ... weg mit der Angst, weg mit dem Hocken auf dem zugeschnürten Geldsack!» Für die ins Leben tretende, ausgebildete Jugend müsse ein Betätigungsfeld gefunden werden, da die Arbeitslosigkeit auf die Dauer nicht durch Arbeitslosenbeiträge bekämpft werden könne. Mit dem gleichen Geld, das sie sonst fürs Stempeln erhalten, sollten geeignete Arbeitskräfte auswandern und sich neu ansiedeln. Diese Ansichten hat Herr Dr. Moeschlin im «Schweizerischen Beobachter» vertreten, der in seiner November-Nummer folgendes schreibt: «Der Bund

war zurückhaltend; das offizielle Auswanderungsamt existiert seit vielen Jahren sozusagen nur noch dem Namen nach. Die Berichte der schweizerischen Konsuln können nicht massgebend sein, weil sie von einer Stadt an der Küste aus nicht über Verhältnisse urteilen können, die viel hundert Kilometer im Landesinnern bestehen. So bleibt nichts anderes übrig, als eigene Prüfung.» So hat denn der «Beobachter» Herr Dr. Moeschlin in seinem Auftrag und auf seine Kosten als Mitglied einer Studienkommission nach Südamerika gesandt, nach Sao Paulo und von dort nach den Provinzen Parana, Santa Catharina und Rio Grande, um darüber im «Beobachter» zu berichten. Es ist gewiss verdankenswert, dass Herr Dr. Moeschlin diese Reise unternommen hat, und seine Reiseberichte werden sicher mit Interesse verfolgt werden. Aber er wird schon gestatten müssen, dass wir seine idealen und gutgemeinten Gedanken über «brasilianische Möglichkeiten» auf ihre praktische Durchführbarkeit und ihre finanzielle Tragweite mit schweizerischer Genauigkeit prüfen werden.

Die «Neue Zürcher Zeitung» veröffentlichte in ihrer Nummer 1618 vom 19. September 1935 als Ergebnis einer Rundfrage: «Ist eine schweizerische Kolonisation aussichtsreich?» die verschiedenartigsten Antworten. In einem sehr interessanten Aufsatz der «Schweizerischen Monatshefte» vom Juli 1935 hatte Herr Hans Baumeister die Anregung, mit Bundesgeldern geschlossene Schweizerkolonien im Auslande zu gründen, als Hirngespinnst bezeichnet. Im Nationalrat aber waren schon im Jahre 1934 und früher die im Eingang des bundesrätlichen Berichts enthaltenen Postulate zur Auswanderungsfrage angenommen worden, von denen namentlich die von meinem Freunde Dr. Roman Abt gegebenen mehrfachen Begründungen das Problem am interessantesten beleuchtet haben.

Um Ihnen den ganzen, gar nicht einfachen Fragenkomplex richtig auseinandersetzen zu können, will ich Ihnen die bis jetzt in unserem Lande mit der Auswanderung gemachten Erfahrungen an einem besonders lehrreichen Beispiel mit ein paar Pinselstrichen darlegen. Ich wähle dabei ein Land, über dessen Wanderungsbeziehungen zur Schweiz noch kein zusammenfassendes

Buch existiert. Ich wähle nicht Nordamerika, nicht Kanada, nicht Argentinien, nicht Paraguay und nicht Chile oder Uruguay. Ueber die Wanderungsbeziehungen der Schweiz mit diesen Ländern existieren bereits ausgezeichnete Monographien, besonders die grundlegende von Nationalrat L. Karrer, von 1886, dann eine kleine Arbeit von Paul Hübscher über Kanada, weiter die grossen Arbeiten von Dr. Hans Mötteli über Nordamerika und von Dr. Karl Zbinden-Luzern über Argentinien, Uruguay, Chile und Paraguay, in Verbindung mit der Veröffentlichung von Dr. Enrique Siewers «Les possibilités de colonisation en Argentine», eine Publikation des Internationalen Arbeitsamtes in Genf, endlich die Jubiläumsschrift von Jakob Häberli über die Schweizerkolonie Neu-Helvetia in Uruguay. Nur nebenbei sei erwähnt, dass in Paraguay ein Bruder unseres ehemaligen Herrn Kollegen Bertoni unserm Land als erfolgreicher Ansiedler in höchstem Mass Ehre gemacht hat.

Ich wähle als Beispiel Brasilien, nicht nur, weil ich dort gewesen bin und darüber besondere und eingehende Studien gemacht habe, sondern weil die Wanderungsbeziehungen der Schweiz zu diesem Lande noch nicht in einem Buche zusammengestellt sind, also auch nicht als sehr bekannt gelten dürfen. Und sodann besonders, weil dieses Land mehrmals das Ziel kolonialisatorischer Auswanderung aus der Schweiz gewesen und in ganz letzter Zeit wieder geworden ist. Brasilien ist darum für uns heute, da man wieder so viel von schweizerischer Kolonisation spricht, und da eben erst wieder einige Dutzend (genau 34) Schweizer zum Zwecke der Koloniegründung dahin abgereist sind, besonders interessant, es vermag zudem auch, wie alle übrigen Auswanderungsländer, die gegenseitige Befruchtung in wirtschaftlicher, kultureller und wissenschaftlicher, ja sogar politischer Beziehung hübsch zu illustrieren.

Die erste Auswanderung aus dem Gebiete der heutigen Schweiz nach Brasilien war eine kolonialisatorische, und zwar aus religiösen, nicht etwa aus wirtschaftlichen Gründen. Zu Ende 1555 hatte der französische Admiral Nicolas Durand de Villegagnon auf der Insel Sery Gipe — heute Villegagnon genannt — im Hafen von Rio de Janeiro mit einigen hundert französischen

Abenteurern eine französische Kolonie gegründet, als Refugium für den wahren Glauben und zugleich als Stützpunkt für den französischen Handel. Nach dieser Kolonie reiste der Bur- gunder und spätere Genferbürger und Calvinist Jean de Léry, damals 22 Jahre alt, Schuhmacher und Theologiestudent in Genf, 1556 mit 14 Genfer Hugenotten ab, um in Brasilien eine calvinistische Kolonie zu gründen. Léry schreibt, dass sie die Reise gewagt hätten, trotzdem man ihnen sagte, dass es in Brasilien keinen Wein gebe und statt Brot bloss Wurzelmehl. Allein das Unternehmen scheiterte kläglich. Wohl kamen die Genfer nach gefährlicher und etwa vier Monate dauernder Meerfahrt (heute hat man mit dem Schiff 14 Tage und mit dem Zeppelin vier Tage) im Hafen von Rio de Janeiro und auf der Insel Villegagnon an, allein bald ergaben sich Differenzen zwischen den Franzosen und Genfern. Villegagnon liess drei Genfer (Bordel, Vermeil und Bourdon, Märtyrer ihres Glaubens) angeblich wegen Hochverrats grausam hinrichten, und die übrigen waren zur Flucht gezwungen. Léry selbst kam 1558 wieder nach Genf und starb 1613 hochbetagt als Pfarrer von L'Isle près Montricher au Pays de Vaud dans les terres de Leurs Excellences de Berne.

Dann vergingen über 250 Jahre, bis wieder eine schweizerische Koloniegründung in Brasilien versucht wurde.

In den Jahren 1818/19 gründeten Deutschschweizer die Kolonien Leopoldina und Mucury, südlich von Bahia, aber ohne bleibenden Erfolg. Dann folgte im Jahre 1819/20 die unglückliche Gründung der Kolonie Neu Freiburg — Nova Friburgo — in der Nähe von Rio de Janeiro. Im September und Oktober 1819 verliessen 2003 Schweizer Auswanderer, darunter 1100 Freiburger, Walliser und Waadtländer, im übrigen Solothurner, Berner, Luzerner und Aargauer, auf sieben Schiffen die Häfen von Amsterdam und Rotterdam und kamen vom November 1819 bis Februar 1820 in Rio de Janeiro an. Während der Ueberfahrt schon starben 316 Personen = 15,5 %, auf einem der Schiffe allein, auf welchem der Typhus ausgebrochen war, 109 Personen, beinahe 25 %. Der Prozentsatz der Sterbenden auf den brasilianischen Sklaventransportschiffen wird auf einen

Viertel bis auf einen Drittel der transportierten Sklaven an- gegeben. Die Schweizer hatten diesen Prozentsatz zwar nicht erreicht, aber doch unheimliche Reiseverluste erlitten. Die Kolonisten zogen von Rio de Janeiro nach Morroqueiro, nachmals Neu Freiburg, aber diese Schweizerkolonie wollte von Anfang an nicht recht zum Blühen kommen und begann von 1825 ab kläglich abzusterben. Das Ende war Zerfall, Elend und Unter- gang. In Neu Freiburg sind längst keine Schweizer mehr. Die- jenigen Auswanderer, die mit dem Leben davon kamen, ver- fielen meistens dem Elend und gingen unter. Die Grossen Räte von Freiburg und Bern aber hatten im Jahre 1822 jener 2000 Franken und dieser 1600 Franken für die Auswanderer nach Neu Freiburg, ungefähr je einen Franken für jeden Auswan- derer, votiert, der Grosse Rat von Bern mit der Motivierung: «Damit sie nicht zurückkommen möchten». Kurz: Die ganze Koloniegründung endete als trauriger Misserfolg.

Nachher wurde es wieder ruhig. Es vergingen Jahrzehnte, bis die Auswanderungslust die grossen Massen wieder lebendig machte, und es brauchte das wirtschaftliche Elend der 1850er Jahre in der Schweiz, bis es wieder zur Verwirklichung von Kolonisationsbestrebungen gekommen ist.

In diesen 1850er Jahren vermochten gewissenlose Agenten zahlreiche Schweizer zur Massenauswanderung nach Brasilien zu verleiten, in die Halbpachtkolonien des aufblühenden Kaffee- landes, dem die Arbeitskräfte fehlten und das grosse Anstren- gungen machte, solche aus der alten Welt heranzuziehen. Tau- sende von Schweizern, auch viele aus dem Aargau, z. B. aus Teufenthal, Kulm, Leutwil, Entfelden, Tennwil, Strengelbach, sodann auch Mandach usw., liessen sich verlocken oder wurden von den heimatlichen Behörden (meist wegen Armut) abge- schoben. Allein über Hamburg zogen in den Jahren 1854 und 1855 mehr als 2000 Schweizer nach Brasilien. Bis zum Jahre 1860 hatten die Schweizer über 24 grössere und kleinere Kaffee- kolonien allein im Staate Sao Paulo gegründet, weitere aber auch in Espirito Santo und andern Provinzen. Bald begannen die Kolonisten Klagebriefe nach Hause zu senden: Sie würden ausgebeutet und wie Sklaven behandelt, sie gerieten ins trau-

rigste Elend. Besonders die heftige Klageschrift eines ausgewanderten und zurückgekehrten Bündner Lehrers Davatz hatte Aufsehen erregt. Der begründeten Klagen wurden so viele, dass sich die obersten Schweizer Bundesbehörden jahrelang damit abgeben mussten. Nachdem zuerst ein schon in Brasilien wohnender Zürcher, namens Dr. Christian Heusser, dem Gottfried Keller 1856 sein Abschiedslied gewidmet hatte, vom Schweizer Bundesrat mit einer Untersuchung betraut worden war, entsandte im Jahre 1860 diese Behörde den Minister Johann Jakob von Tschudi, den mittlern der drei berühmten Gebrüder Tschudi, von denen der jüngste, einst auch Ständerat, das klassische «Tierleben der Alpen», der älteste ein bekanntes Reisehandbuch über die Schweiz geschrieben hatte, nach Brasilien. Minister Tschudi besuchte in den Jahren 1860 und 1861 alle Schweizerkolonien in den Provinzen Bahia, Rio de Janeiro, Espirito Santo, Sao Paulo, Santa Catharina und Rio Grande do Sul, und tat sein möglichstes, um durch energische Verhandlungen mit den Brasilianer Behörden das Los der Schweizer zu verbessern. Der bei den Halbpachtverträgen mit den Schweizern meistens beteiligte Brasilianer Vergueiro wurde 1861 von Minister Tschudi im Namen von 36 Schweizergemeinden, darunter die aargauischen Gebenstorf, Teufenthal, Unterkulm, Tennwil und Stengelbach, für Fr. 227,982.— auf dem Prozessweg eingeklagt, weil er seine Verpflichtungen gegenüber den Schweizern nicht erfüllt hatte. Allein Vergueiro entzog sich nach jahrelangen Prozessen durch Zahlungseinstellung jeder weitem Verfolgung. Im Jahre 1868 waren keine Schweizer mehr auf den Kolonien von Vergueiro. Einige wenige hatten es mit der Gründung neuer eigener Kolonien versucht, die aber keinen bleibenden Erfolg hatten, die meisten aber seien kleine Grundbesitzer geworden und sind wohl im Brasilianertum aufgegangen, soweit sie überhaupt davongekommen sind. Immerhin haben manche Schweizer aus dieser Zeit in Brasilien eine neue Heimat gefunden.

Dieser weitere Misserfolg der Gross-Auswanderung zeigt, dass die Auswanderer die alte Heimat nicht vergessen hatten und in der Not sofort wieder um Hilfe anriefen.

Die einzige bis jetzt wohlgelungene Koloniegründung ist die-

jenige der Obwaldner Auswanderer in Neu Helvetia bei Campinas im Staate Sao Paulo, die kürzlich das 50jährige Jubiläum ihrer erfolgreichen Gründung, die übrigens in mehreren Schüben erfolgte, feiern konnten und für diesen Anlass eine interessante Jubiläumsschrift, verfasst von Dr. Franz Weizinger, herausgegeben haben. Hier haben besonders tüchtige, fleissige und bedürfnislose Obwaldner (Anderhalden, Amstalden, wohl entfernte Verwandte unseres Herrn Ständeratspräsidenten, Bannwart, Von Ah, Fanger und Ifanger, Zumstein, Gut, Von Zuben, Abächerli, Ambiel, Wolff usw.) in härtester Arbeit eine ziemlich geschlossene Schweizerkolonie, mit Schule und Kirche, die heute 450 Seelen zählt, gründen und bis heute halten können, als eine Art Elitestamm von Agrikultoren. Aber, hat mir einer von ihnen, José F. Bannwart, heute Fazendeiro in Cafelandia, vor neun Jahren in Sao Paulo gesagt: «Wissen Sie, Herr Ständerat, wir führen nicht das weiche Leben der Leute in Sao Paulo, sondern ein äusserst hartes Leben, voll Arbeit, Mühe und Schweiss.» Ausser der Arbeit spielt nebenbei auch der Kinderreichtum eine grosse Rolle; da sind Familien mit zehn und mehr Kindern keine Seltenheit. Wie lange es noch möglich sein wird, die Kolonie als Schweizerkolonie zusammenzuhalten, sie vor Abwanderung, sowie vor der Blutmischung mit Brasilianern einerseits und Degeneration wegen fortgesetzter Verwandtenheiraten andererseits zu bewahren, das wird die Zukunft lehren. Für alle Fälle verdienen diese wackern Obwaldner und vorbildlichen Auswanderungspioniere unsere hohe Anerkennung für die bisherige treue Aufrechterhaltung ihres Schweizertums, ohne dass sie je eine Unterstützung aus der Heimat verlangt oder bezogen hätten. Was sie aus der Heimat noch beziehen, aber bezahlen, das sind die Gewehre und die Munition für ihre alljährlichen schweizerischen Schützenfeste in Neu Helvetia, die sie nach alter Väter Sitte als «Grümpelschiessen» durchführen.

Neben dieser Obwaldner Kolonie können noch zu den mehr oder weniger gelungenen Koloniegründungen gerechnet werden diejenige von zehn aus der Gemeinde Vouvry stammenden Walliser Familien im Staate Rio Grande do Sul, wo sie 1877 die Kolonien Santa Luisa und Santa Clara bei Sao Joao de

Monte Negro gründeten, sowie etwa noch das halbe Dutzend Aargauer und Schwyzer Familien im Tal des Rio 25 de Julho im Staate Espirito Santo. Allein hier handelt es sich nur um ganz kleine Kolonien in bescheidensten Verhältnissen.

Alle weitem und neuern Koloniegründungen in Brasilien haben wieder zu Misserfolgen geführt, so die Kolonie Alpina bei Theresopolis, die Kolonie Funil, nachher Nucleo Campos Salles, heute Kosmopolis, ferner die Kolonie Neu Zürich bei Neu Bremen, die Kolonie Affonso Penna bei Curityba im Staate Paraná, sowie diejenigen von Itatiaja und Itajuba, David Campista und Alvaro da Silveira im Staate Minas Geraes usw., alles neuere Gründungen. Wir wollen hoffen, dass den etwa drei Dutzend Ostschweizern, die vor wenigen Wochen nach Rolandia im Staate Paraná in Brasilien, in die Gebiete der Companhia de Terras Norte do Paraná, ausgewandert sind, ein besseres Los blühe. Indessen lauten die ersten objektiven Berichte schon stark entmutigend.

Nebenbei sei bemerkt, dass die Eidgenossenschaft diesen Paraná-Auswanderern keine Unterstützungen ausgerichtet hat, auch wolle der Ansa-Verband als solcher mit der Siedlungsaktion nichts zu tun haben, vielmehr habe jeder einzelne Gesellschaftler auf persönliche Verantwortung hin die Verträge abgeschlossen. Doch wie hat das geendet?

Das «St. Galler Tagblatt» Nr. 587, vom 14. Dezember 1935, bringt folgenden Bericht von einer St. Gallerin, N. Zimmerli:

«Der ‚Monte Pascoal‘ ist in Santos, unserem Bestimmungshafen angelangt. Banges und doch auch wieder frohes Gefühl bemächtigt sich uns Auswanderern. Bang, weil unsere wunderschöne Meerferienreise ihr Ende gefunden hat und den Ernst unserer Lage mit voller Deutlichkeit erkennen lässt; hoffnungsfroh der Glaube, bald eine eigene, fruchtbare Heimstatt zu finden. Es regnet Bindfäden, als wir unser Schiff verlassen. Santos ist keine schöne Stadt. Schmutzige Menschen, schmutzige ungepflegte Strassen, schmutzige Häuser, alles, alles mutet mich schmutzig an. Die dicke Negerin, die barfuss einhergeht, und gravitatisch einen kleinen modernen Regenschirm schützend über ihr Wollhaar hebt, passt gut in diese kaffeebesäten Stras-

sen. Doch ich denke voll Sehnsucht an das schöne St. Gallen, an die liebe Felsenstrasse zurück.

«Mit dem Zug fahren wir weiter nach Sao Paulo. Da gefällt es mir schon besser als in Santos; doch ist der Aufenthalt ziemlich kurz. Sao Paulo ist eine blühende Handelsstadt mit etwa eineinhalb Millionen Einwohnern. Einige Schweizer haben wir dort auch getroffen. Abends sieben Uhr steigen wir wieder in den Zug ein und fahren volle vierundzwanzig Stunden ins Land hinein. Es gäbe von dieser Fahrt viel zu berichten von Urwald, von seltenen Vögeln, wunderbaren Schmetterlingen, Pflanzen und wunderschönen Blumen, von blühenden Siedlungen und verlassenen Ranchos, von Brasiliens roter Erde und blauem Himmel, von Negertänzen, ausgeführt in dunkler Nacht unter freiem Himmel bei magischer Beleuchtung. Vom Urwaldbähnchen aber möchte ich schweigen, das war ein Erlebnis für sich allein. Hauptsache ist ja, dass wir nach genau vierundzwanzig Stunden Fahrt wohlbehalten in Londrina, der Endstation der Bahn ankamen.

«Londrina (der Name stammt von London her, denn eine englische Gesellschaft ist Besitzerin von Terras do Norte) ist eine recht ansehnliche Ortschaft; man nennt es hier Stadt, mit elektrischem Licht, Schule und Kirche. Also in Londrina wurden wir mit Camions abgeholt und — es war schon dunkel — weiter geführt nach Rolandia, ebenfalls einer aufblühenden Ortschaft und von Rolandia noch weiter durch schrecklich holprige Strassen, durch Nacht und Wald, nach einer abgelegenen Fazenda, wo für uns ein Massenquartier errichtet worden war. (In der Schweiz war abgemacht worden, dass jeder Familie auf einem guten Stück Land eine einfache Hütte gebaut werden soll.) Am andern Morgen kam wieder einer der unverwüstlichen Ford-Camions angehupt, der uns am Abend vorher glücklich durch Schmutz und Kot, durch Nacht und Wald, dem Bestimmungsort zugeführt hatte, um die Männer zur Besichtigung des für uns ausgesuchten Landes abzuholen. Wir Frauen blieben mit den Kindern auf der Fazenda zurück und erwarteten voll Spannung den Abend, den Bericht unserer Männer. Der Abend kam und brachte uns die erste grosse Enttäuschung in Brasilien. Das

Land, das man für uns Schweizer ausgesucht und Hütten darauf gestellt hatte, war schlecht und viel zu weit abgelegen. Die Männer wiesen das Land entrüstet zurück. Es wurde dann beratschlagt, was nun zu machen sei, man wollte doch ein grosses Stück Land kaufen, um eine schöne Schweizerkolonie zu errichten. Ein solch grosses Stück Land aber, dazu noch passende Lage und gutes Land bekommen, ist selbst in einem Land wie Brasilien keine einfache Sache. Vorläufig blieben wir alle zusammen im Massenquartier. Es entwickelte sich dort ein regelrechtes Hüttenleben. Morgens früh, wenn unsere Kinder sich regten und nach Futter krächten, erhoben wir grossen Leute uns von den Lagern, die aus Strohmattmatzen und wollenen Decken bestanden. Aus der einen Ecke tönte es verschlafen: «Verdammti Flöh, die ganz Nacht händs mi nid schlofa loh.» Ein anderer wiederum betonte, dass er im ganzen Leben noch nie so gut geschlafen habe. Es folgte dann das Frühstück: Kaffee mit Brot; Butter muss man sich hier abgewöhnen, leider auch oft die Milch. Nach dem Kaffee gabs für uns Frauen genug zu tun. Es gab da zu waschen (die Wäsche hingen wir an Lianen), zu flicken, die Kinder zu baden und noch vieles. So verging eine ganze Woche. Leider mussten wir in dieser Zeit einsehen, dass momentan an eine Schweizerkolonie nicht zu denken ist, und jeder am besten Land kauft, wo es ihm passt, ohne Rücksicht auf den andern. So haben wir uns denn getrennt. Ein Teil unserer Leute bezog einen selbstgemachten Rancho in der Nähe von Rolandia, wir und mehrere bezogen daselbst ein Hotel, das von einem Schweizer (Herrn Ernst) geführt wird. Dieser Tage aber werden auch wir auf unser Land ziehen; ich mag den Tag kaum mehr erwarten.

«Arbeit bekommt man in Brasilien wohl immer, wenn man arbeiten will. Doch sind die Verhältnisse ganz anders als in der Schweiz. Ein Waldarbeiter verdient hier so 8—9 Milreis täglich. Ein junges Schwein kostet 5 Milreis, eine gute Leghenne 2 Milreis, eine Flasche Bier $2\frac{1}{2}$ Milreis, Luxusartikel sind enorm teuer.

«Die einheimische Bevölkerung ist äusserst liebenswürdig, freundlich, zuvorkommend. Das Klima ist angenehm, warm, die

Nächte kühl. Von dem Ungeziefer ist wohl der Erdflöhs das lästigste. Er dringt in die Haut ein und verursacht schmerzhaftige Geschwüre, wenn man ihn nicht rechtzeitig herauszieht. So viel ich in dieser Zeit, in der ich hier bin, beobachten konnte, kann man hier finden, was wir in der Heimat leider nicht finden konnten: Arbeit und damit Brot. Möge Gott unsere Gesundheit erhalten, damit unser Streben zu einem glücklichen Ziele führt. Sig. N. Zimmerli.»

Die «Neue Zürcher-Zeitung» Nr. 227 vom 17. Dezember 1935 schreibt redaktionell:

«Was macht die erste Auswanderergruppe?

«Man erinnert sich, dass Ende September eine Gruppe von 50 bis 60 schweizerischen Auswanderern aus den Kreisen der Ansa (Arbeitsnotgemeinschaft für Siedlung und Auswanderung) nach Terras Norte in Brasilien ausgewandert ist. Die Ansa, die seit langem die Auswanderungsidee nachhaltig propagiert, hoffte wohl, mit dieser Gruppe eine kleine Musterkolonie errichten zu können, handelte es sich doch um einen Versuch der Gruppensiedlung. In einer Ende August ergangenen Pressemitteilung schrieb die Ansa, nachdem sie Terras Norte als eine der bestorganisierten Kolonien und als eines der fruchtbarsten Gebiete geschildert hatte, unter anderem:

«Eine eigens gewählte Reservation von einigen tausend ha Landes fruchtbarsten Urwaldbodens ist für die geplante Schweizerkolonie zur Verfügung gestellt worden. Die Gründung der ersten schweizerischen Ansa-Kolonie ist damit gesichert und beschlossen.»

«Die Bedeutung dieser Siedlung wurde dadurch unterstrichen, dass sie unter die Leitung des Präsidenten des schweizerischen Ansaverbandes, Schupp, St. Gallen, gestellt wurde.

«Wir haben in der «Neuen Zürcher-Zeitung» nicht nur die allgemeinen Schwierigkeiten des Auswanderungsproblems auf breiter Grundlage zur Sprache gebracht, sondern auch nachdrücklich vor überstürzten Gruppenauswanderungen im Stile der Ansa gewarnt. Ein erfahrener Auslandschweizer warnte damals in unserem Blatt die ersten Ansa-Auswanderer vor einer

Ansiedlung in Terras Norte, das er aus eigener Anschauung kennt, wobei er u. a. schrieb:

«Ich frage die Organisation dieser verspäteten Brasilienreise nach dem Paraná öffentlich an, was sie gerade dorthin führt? Ich behaupte auch öffentlich und nehme dafür jede Verantwortung auf mich, dass sämtliche 60 Mitbürger, bevor ein Jahr vergangen sein wird, das Leben, das sie dort erwartet, satt haben. Diesen Weg sind Hunderte meiner Landsleute in Brasilien gegangen und Hunderte haben nach Hause geschrieben, es ginge ihnen im «Eldorado Brasiliens» gut, während sie am Verhungern waren. Dies ist das Schicksal, das die Pioniere im Innern von Paraná erwartet ... Ich warne meine Landsleute davor, sich in ein Abenteuer einzulassen, das sie um Geld und Gesundheit bringen wird.»

«Diese Voraussage hat sich, wie die nachfolgenden Zeilen ergaben, unheimlich rasch bewahrheitet. Nach wenigen Wochen schon hat die ‚erste Ansakolonie‘, der rasch weitere folgen sollten, ein unrühmliches Ende gefunden. Ob die Schuld am zu bebauenden Land selbst liegt oder in einer ungenügenden Vorbereitung des ganzen Unternehmens zu suchen, sei dahingestellt. Wir begnügen uns damit, als sprechendes Dokument folgenden Bericht aus der letzten Nummer der Ansazeitschrift «Neuland» abzudrucken, der unter dem Titel «Was macht die erste Auswanderergruppe» über ihr Schicksal hinreichend Aufschluss gibt:

«Wie erinnerlich, ist im Oktober dieses Jahres eine Gruppe von etwa 50 Köpfen voller Tatendrang, Enthusiasmus und mit geschwellten Segeln nach der Kolonie Terras Norte in Paraná (Südbrasilien) abgereist. Das Schicksal dieser Leute interessiert uns sehr und bildet ein instruktives Beispiel und eine Lehre für die Zukunft. Berichte Einzelner von ihnen lauten günstig, andere wieder nicht.

«Woher kommt das? Die Leute haben sich hier in der Schweiz zusammengefunden, sich zusammengeschlossen und den Plan gefasst, sich in Terras Norte eine neue Existenz zu gründen. Sie haben sich organisiert, man hat ihnen Schiffsplätze verschafft, für gute Verpflegung gesorgt, alle Annehmlichkeiten gesichert: Sie haben gelebt wie die Fürsten. Die meisten hatten

es ihrer Lebtag noch nie so schön. So war die Reise. So wurden sie drüben empfangen. Begreiflich, dass sich mit der Zeit ein Nationalgefühl entwickelte. Sie haben sich so recht als die geliebten Schweizer gefühlt. Nun kommen sie an den Urwald, die meisten zum ersten Mal. Alles ist so ganz anders als sie sich vorgestellt haben. So viel nüchterner, so gar nicht romantisch. Nun sollten sie selber schaffen, sich selber durchbringen, niemand war, der ihnen half, der sie zum Essen einlud. Dann ging ein Murren durch die Menge. Puh, diese Moskitos, schrecklich diese Sandflöhe, und das Wasser so schmutzig. Seht diese kleinen Bäche. Da sollen wir nun wohnen? Nimmermehr! (Dabei hat man immer gesagt, dass die Ungezieferplage in den Tropen viel grösser sei als bei uns, zum mindesten am Anfang. Dass das Wasser bei Regenzeiten schmutzig ist, lässt sich leicht erklären, und dass in humusreicher Erde im Quellengebiet die Bäche klein sind, weil der Boden das Wasser aufschluckt, sieht man bei uns in jedem Wald.)»

So die Zeitschrift «Neuland».

«Kurz und gut, die Gruppe hat sich aufgelöst. Die einen sind hierhin, die andern dorthin, einige haben Land gekauft, trotzdem, und haben einfach angefangen, andere sind in die Stadtplätze und haben sich dort angesiedelt, natürlich für ein schönes Geld, die Ledigen verdienen ihren Unterhalt auf Arbeitsplätzen.

«Berichte aus der Kolonie selbst besagen, dass am Zerfall der Gruppe nicht das Land, die Qualität des Bodens schuld ist (es ist allerdings zu sagen, dass der zuerst ausgesuchte Grund auf Kilometer acht für die Schweizersiedler nicht als geeignet betrachtet werden kann, so dass man ihnen Land in 19 km Entfernung von der Bahnstation zur Verfügung stellte, verbunden mit einer Autostrasse, das gut sein soll), sondern am ganzen Fiasko sind die Leute selbst schuld. Hauptsächlich die Frauen sollen versagt haben. Es soll Spannungen gegeben haben unter den einzelnen Familien, die schwer zu überbrücken seien.

«Es hat sich also wieder gezeigt (was wir übrigens immer und immer wieder behaupteten), dass die Frau bei der ganzen Auswanderungsfrage fast eine grössere Rolle spielt als der Mann.

«Und trotzdem!»

So die «Neue Zürcher-Zeitung». (Siehe auch Seite 58!)

Stellen wir uns einmal vor, die Eidgenossenschaft hätte diese Auswanderer zum Verlassen der Heimat gezwungen!

Auch die interessanten Rapporte, die unser verdienter schweizerischer Legationsrat Charles Redard für das internationale Nansen-Amt über Kolonisationsmöglichkeiten in den Staaten Santa Catharina, Rio Grande do Sul und Sao Paulo erstattet hat, mahnen hinsichtlich der Auswahl von Auswanderern zur Vorsicht, ebenso ein interessanter Bericht des ehemaligen deutschen Vizekanzlers Dr. Erich Koch-Weser, der jetzt Facendeiro in Rolandia in Nord-Paraná ist und dessen Schlusswort sich mit den zurückhaltenden Konklusionen anderer Gewährsmänner deckt. Dieser wohlverfahrene und gescheite Kolonist schrieb mir im November 1935 was folgt:

«Ich erinnere mich noch recht wohl unseres Zusammentreffens und einer interessanten Unterhaltung. Ich glaube, es war, wenn ich nicht irre, in Genf. Ich freue mich, dass Sie mir Ihr Interesse bewahrt haben, und dass es durch die Zeitschrift, die auch mir zugegangen ist, verstärkt worden ist.

«Ich fühle mich hier in meiner neuen Tätigkeit wohl, und die schweren Erfahrungen in Europa liegen weit hinter mir.

«Wir haben auf Grund von Verhandlungen mit der Schweizer Regierung und dem Ansa-Verband St. Gallen gute Aussicht, eine Schweizer-Kolonie hierher zu bekommen. Ich kann auf Grund meiner vielen Reisen durch Brasilien und meiner Kenntnisse der hiesigen Dinge Roland besonders empfehlen. Ich habe unlängst bei meinem Aufenthalt in Europa auch in diesem Sinne mit der Schweizer Reisekommission verhandelt, denn ich hielt es für meine Pflicht, mich in den Dienst der guten Sache zu stellen, wenn es auch rein platonische Interessen waren, die mich dabei leiteten. Leider ist zunächst nur ein Trupp angekommen, der grösstenteils aus Städtern, die seit Jahren arbeitslos waren, bestand, und sich nicht ganz wohl hier fühlte. Der grösste Teil ist hier geblieben, aber nicht auf den für ihn bestimmten Stellen, sondern indem er grössere und ältere Stellen aufgekauft hat. Ich würde es bedauern, wenn der schöne Plan durch das Urteil dieses Vortrupps gestört würde.»

Ferner schrieb Herr Paul Hohl, dipl. ing. agr. in Curityba, Paraná an das Eidg. Auswanderungsamt ebenfalls im November 1935:

«Meinen Brief vom 28. Oktober 1935 aus Bauru werden Sie noch nicht erhalten haben. Mit gewöhnlicher Post (10. November 1935) liess ich Ihnen die Beschreibung unserer weitem Reiseroute zukommen. Am 11. November a. c. ersuchten Moeschlin und ich per Flugpost von Londrina, die Auswanderung nach Paraná bis März 1936 abzuraten. Mit diesem Flugpostbrief erhalten Sie einen kurzen Abriss meiner Eindrücke in Rolandia.

«Freitag den 1. November 1935 kamen wir abends in Rolandia an, wo wir im Hotel Estrela beinahe alle Schweizersiedler trafen. Die Stimmung war äusserst schlecht. Dr. Schauff soll den Leuten Land in einer Entfernung von zirka 6—9 km von der Station versprochen haben. Dr. Koch-Weser hat dann Land auf km 19 ausgesucht und es den Schweizern zugeteilt, da der Boden auf km 6—9 schlecht war. Auf km 19 ist der Boden tatsächlich gut, trotz der gegenteiligen Meinung der Schweizersiedler. Ein Hauptfehler ist die zu grosse Distanz vom Bahnhof. Die Schweizer schlugen diese Landlose aus. Die Companhia de Terras Norte do Paraná hatte bereits auf km 19 sieben Heimstätten errichtet und einen Teil des dazu gehörigen Waldes geschlagen. Dieses Verhalten der Gesellschaft ist darauf zurückzuführen, dass die «Ansa» eine geschlossene Siedlung von mindestens 200 Familien zu 10 Alqueiren forderte innerhalb der Kolonie Rolandia. Nun sind aber eben solche Flächen nur noch an der Peripherie erhältlich.

Nach der Ankunft wurden die Siedler in einem Schuppen von Koch-Weser sen. untergebracht. Sie hatten dort viel unter Ungeziefer zu leiden. Auf dem Boden von zwei bereits hier ansässigen Schweizern (Kübler und Grob) konnten sie dann einen Rancho errichten und in der Folge dort leben. Die beiden Vorgenannten bemühten sich auch, für die Neuangekommenen Arbeit aufzutreiben. Viele Arbeitsgelegenheiten wurden von den Ostschweizern ausgeschlagen. Die Ansaleute haben den Gedanken einer geschlossenen Siedlung aufgegeben. Jeder sucht auf eigene Faust etwas Passendes zu finden. Die ledigen Män-

ner nahmen nach zirka 12 Tagen Arbeit an als Holzschläger und schimpften über die lange Arbeitszeit (9½ Std.) und den niedrigen Lohn (8 Milreis). Beides ist landesüblich. Die Verheirateten suchen angepflanzte Landlose, was sofort zu einer Steigerung der Landpreise führte, da die Verkäufer eben die Notlage der Schweizer ausnützen wollen. Gekauft hat bis jetzt nur Herr Schupp (10, XI. 35). Peinlich hat uns das Verhalten von Frauen berührt. Anstatt ihren Männern im Rancho von Kübler und Grob zu kochen, sassen einige im Hotel und ereiferten sich über das Ungeziefer. Eine schimpfte über die Unordentlichkeit der andern und oft zankten und stritten sie untereinander. Die Klimaveränderung in Verbindung mit unvernünftiger Lebensweise (viel essen und viel Alkohol und ungekochtes Wasser trinken) hat bei verschiedenen ruhrähnliche Erscheinungen hervorgerufen.

«Diese unangenehmen Erfahrungen hätten sich bei planmässigem und nicht überstürzten Vorgehen leicht vermeiden lassen. Der Urwaldbestand zeugt für einen kräftigen und tiefgründigen Boden. Die Kulturen von Mais, Bananen, Mandioca etc. weisen in ihrer Ueppigkeit auf eine gute Fruchtbarkeit hin. Dazwischen gibt es Stellen, die unter Trockenheit und weniger guten Bodeneigenschaften leiden. Der Kalkgehalt dürfte gering sein (Boden vulk. Ursprungs). Die Spekulation hat sich der Ländereien schon weitgehend bemächtigt. Ausdauernde, arbeit- und genügsame Siedler weisen in 3—5 Jahren schöne Erfolge auf. In kulturellen Fragen bleibt noch sehr viel zu tun. Ernsthafte Klagen über die Gesellschaft der Terras Norte kamen uns nicht zu Ohr. Rückständige Zahler drückt sie nicht. Die Strassen sind in gutem Zustande. Die Stechfliegen sind anfänglich lästig, später aber erträglich. Landschaftlich ist die Gegend besonders reizvoll bei Sonnenauf- und -untergang. Tagsüber wird es nicht unerträglich heiss.

«Die besten Monate zu Siedlungsbeginn sind April—Juli. Aber auch einen Monat früher oder später ist Erfolg verheissend. Die Qualitätsunterschiede des Bodens innerhalb kleiner Entfernungen nötigen den Siedler zur gründlichen Besichtigung des Landloses vor dem Kaufe. Dies kann er während eines Auf-

enthaltes im Hotel in aller Ruhe und Ueberlegung tun, und es bleibt ihm immer noch Zeit zum Waldschlage, wenn er im Winter angekommen ist (Hotelpension 9 mr. pro Tag, einfach und gut). Während der Wintermonate kann der Wald geschlagen und gebrannt werden, man hat genügend Zeit, die Ueberreste aufzuräumen und verpasst nicht den zur Anpflanzung von Mais, Reis, Mandioca etc. günstigen Moment. Bereits haben neue Ansargruppen der Gesellschaft geschrieben um Landreservierung und Beschaffung der Einreisebewilligung. Wir bitten Sie dringend, sehr geehrter Herr Direktor, den Leuten den Rat zu geben, mit der Abreise bis März 1936 zuzuwarten.

Mit vorzüglicher Hochachtung (gez.) Hohl.»

Als Ergebnis dieses Ueberblicks ist festzuhalten, dass die Gründung von schweizerischen Kolonien in Brasilien auch in der goldenen Zeit, da die Einwanderung noch frei war, viel mehr Misserfolg gezeigt hat als Erfolg, ja fast immer Misserfolg und dass eigentlich nur ein einziger grösserer Erfolg verzeichnet werden kann, derjenige der Obwaldner in Neu Helvetia. Sind die Aussichten heute für den Erfolg grösser? Sind die Menschen in der Schweiz für die Ansiedlung geeigneter, enthaltener und genügsamer geworden? Sollen wir die gemachten Erfahrungen in den Wind blasen? Ueber die Ursachen des Misserfolges will ich hier nicht sprechen, ich will nur das eine betonen, dass nicht alle Schweizer Auswanderer des vorigen Jahrhunderts die Obwaldner an Fleiss, Zähigkeit, Bravheit und andern Tugenden erreichten, dass in manchen Fällen ganz ungeeignete Personen, Männer und Frauen, sich als landwirtschaftliche Ansiedler niederliessen und dass hie und da eine verlassene Schweizerkolonie von Ansiedlern anderer Nationen, bedürfnislosen Polen, Italienern oder Japanern, zur Blüte gebracht werden konnte. Minister Tschudi beklagte sich in einem Brief an den Schweizer Bundespräsidenten, den ich bei meinen Nachforschungen im Bundesarchiv gefunden habe, im Jahre 1860 über die Brasilschweizer mit folgenden Worten: «Der grösste Teil unserer Landsleute, die als Kolonisten nach Brasilien gekommen sind, sind ein ungemein rohes, falsches und böses Volk. Hätte ich den Charakter der Schweizerkolonisten

früher gekannt wie jetzt, so hätte mich selbst der glühendste Patriotismus nicht bewegen können, eine Stelle anzunehmen, die mich in jeder Beziehung beinahe aufreißt.»

So viel über die Versuche zur Gründung von Schweizerkolonien. Daneben hat die Einzelauswanderung nach Brasilien von jeher eine grosse Rolle gespielt, und auch darüber will ich einige Worte sagen. Bei der Einzelauswanderung mögen etwa ein Drittel der Ausgewanderten Erfolg gehabt haben, man pflegt natürlich nur von den Erfolgreichen zu sprechen, die andern werden vergessen.

Im Jahre 1549 schon waren die ersten Jesuiten nach Brasilien gekommen, und schon 1586 publizierte ein Luzerner Jesuit, Rennward Cysat, ein Buch über Indianerbekehrung.

Im Jahre 1597 kamen zwei Zürcher Kaufleute, Caspar Zoller und Hans Felix Escher, nach Brasilien und haben ein interessantes Tagebuch geschrieben, das in der Zentralbibliothek Zürich liegt.

Auch mögen im 16., 17. und 18. Jahrhundert vereinzelte Schweizergoldaten oder -offiziere an den Kolonialkriegen teilgenommen haben, in die Brasilien verwickelt war.

Doch erhielt die Einzelauswanderung den richtigen Auftrieb erst, nachdem 1693 das Gold und 1721 die Diamanten entdeckt und nachdem 1727 die Kaffee- und 1780 die Kakao-kultur eingeführt worden waren und nachdem auch die Anpflanzung von Zucker, Tabak und Baumwolle in grösserm Massstab begonnen hatte. Inzwischen waren die ursprünglichen Kolonial-Grossmächte Spanien und Portugal von Holland, Frankreich und namentlich von England immer mehr in den Hintergrund gedrängt worden. So treffen wir ungefähr von 1816 ab zahlreiche Schweizer Einzelauswanderer, besonders aus der romanischen Schweiz, die sich meistens als Kaffeepflanzer oder auch als Handelsleute betätigten. Im Jahre 1816 gründete mit grossem Erfolg der Neuenburger François de Meuron, ein Vorfahr unseres ehemaligen Kollegen de Meuron, bei Bahia seine berühmte Fabrik zur Herstellung von aromatischem Schnupftabak, areia preta oder rapé genannt, das früher so populäre

Tabakprodukt, das Augustin Keller nachher jeden Morgen vor den Sitzungen den Kollegen im Ständerat herumbot. Ins Jahr 1829 fällt die Gründung der Kakaofirma Jezler Frères, jetzt Wildberger & Co., in Bahia, die heute noch das grösste Kakao-handelshaus in Brasilien ist, usw. Immer mehr wurden mehr oder weniger blühende Geschäftsniederlassungen von Schweizern mit wechselndem Erfolg gegründet, besonders in Rio de Janeiro, Sao Paulo, Bahia, Pernambuco, dann auch in Paraná (z. B. der Aargauer Gottlieb Müller aus Kulm in Curityba) und Santa Catharina, sowie Rio Grande do Sul. Herr Minister Gertsch schätzt das in brasilianischen Geschäften arbeitende und meistens dort verdiente Kapital auf etwa 150 Millionen Schweizerfranken, ohne das in brasilianischen Aktiengesellschaften und Staatspapieren angelegte Geld. Herr Minister Albert Gertsch gibt im übrigen in einer im Jahre 1928 publizierten wertvollen Schrift: «Premier centenaire des relations officielles entre la Suisse et le Brésil» einen interessanten Ueberblick über die Geschichte der schweizerischen Einzelauswanderung und der schweizerischen Geschäftsgründungen und erwähnt zugleich auch ehrenvoll die schweizerischen Kulturvermittler zwischen den beiden Ländern, besonders den berühmten Zoologen Louis Agassiz, mit seinem Zeichner Jacques Burckhardt, den ich beifüge, dann die Gründer und Verwalter des Museums Belém de Pará, Dr. Emil Göldi und Dr. Jakob Huber. Nicht unerwähnt darf bleiben, dass der schon genannte Herr Minister Johann Jakob Tschudi nach seiner Rückkehr ein fünfbändiges Werk über seine Reisen in Südamerika geschrieben hat, das zur bleibenden klassischen Literatur über Brasilien gehört und heute noch eine hochinteressante Lektüre bildet.

Das ist der Ueberblick über die schweizerische Auswanderung nach Brasilien. Heute mögen etwa 4500 Schweizer in Brasilien niedergelassen sein, vielleicht auch etwas mehr, der zehnte Teil davon in der Obwaldner Kolonie Neu Helvetia, gegen etwa 43,000 immatrikulierte Schweizer in U.S.A. und 14,800 in Argentinien. Heute aber ist durch Artikel 121, § 6, der brasilianischen Bundesverfassung von 1934 die Einwanderung auch in Brasilien beschränkt auf jährlich 2 % der in den

letzten 50 Jahren in Brasilien niedergelassenen Schweizer. Die brasilianischen Behörden haben diese 2 %, und damit das schweizerische Einwanderungskontingent, auf 175 festgesetzt, also berechneten sie die schweizerische Einwanderung in den letzten 50 Jahren insgesamt bloss auf 8500 Personen. Nach dem Statistischen Jahrbuch der Schweiz betrug indessen die jährliche Auswanderung nach Brasilien, wenigstens in den letzten zwölf Jahren, durchschnittlich etwa 200. In allerneuester Zeit haben allerdings, wie schon gesagt, die brasilianischen Behörden die Einwanderung für Besiedlungszwecke wieder freigegeben, falls die Regierung eines der brasilianischen Einzelstaaten den Zuzug solcher Einwanderer beantragt. Doch ist ungewiss, wie lange dieser der Verfassungsbestimmung widersprechende Zustand geduldet werden wird. So wenigstens berichtet unser schweizerische Minister in Rio de Janeiro, Herr Albert Gertsch. Nebenbei gesagt stimmt für ihn und für Herrn Legationsrat Charles Redard der im «Beobachter» publizierte Vorwurf keineswegs, dass sie die Verhältnisse im Landesinnern nur von einer Stadt an der Küste aus beurteilen. Ich weiss persönlich, dass beide Herren das unendlich weite Landesinnere Brasiliens aus eigener Anschauung weitgehend kennen, jedenfalls soweit das für Schweizer-Ansiedlung besonders interessante Gebiet südlich von Bahia in Frage kommt. Besonders Herr Minister Albert Gertsch hat wohl die meisten frühern und heutigen schweizerischen Kolonien in Brasilien besucht und darüber an den Bundesrat berichtet, und ich habe seine Inspektionsberichte und auch solche des Herrn Legationsrates Charles Redard hier im Bundeshaus studieren können. Es wäre also ungerecht, auf diesen beiden Herren einen Vorwurf sitzen zu lassen. Das Urteil unserer «Schweizer Konsuln» in Brasilien, das auf jahrzehntelanger Erfahrung und Beobachtung und auf jahrzehntelangem persönlichem Verkehr mit der Mehrzahl von mehreren tausend Einwanderern und Rückwanderern beruht, kann also durch den Hinweis darauf, dass irgend ein wie ein Schmetterling für einige Wochen aus der Schweiz zugeflogener Reisender vielleicht noch einige Kilometer weiter im Innern gewesen ist, nicht erschüttert werden. Zudem hat man als wei-

tere zuverlässige Quelle für ganz sichere Informationen immer noch die wieder Heimgekehrten.

Sie ersehen aus dieser Geschichte der schweizerischen Auswanderung, dass mehrere schweizerische Gemeinwesen in frühern Zeiten mehrmals den Versuch unternommen haben, die Auswanderung zu fördern und auf diesem Weg überzählige Mitbürger abzustossen. Allein die Erfahrungen, besonders der 1820er, 1850er und auch der 1880er Jahre, hatten gezeigt, dass der Staat auf dem Gebiete der Auswanderung sich zweckmässiger eine gewisse Zurückhaltung auferlegt. Wer eine schöne Reise nach Brasilien oder sonst nach Uebersee macht, der wird zuerst leichter geneigt sein, die Auswanderung optimistisch zu beurteilen, bis er sich praktisch in das ganze Problem vertieft. So ist es auch mir gegangen. Die nackte Wirklichkeit entkleidet das Auswanderungsproblem aller Poesie, aller schönen Reise-Träume und -Erinnerungen. Und auf Grund der harten Erfahrungen und der nackten Wirklichkeit ist denn auch unser Bundesgesetz über das Auswanderungswesen von 1888 zustandegeworden, das heute noch gilt, das streng das patentpflichtige Gewerbe der Auswanderungsagenturen zum Schutze der Auswanderungslustigen regelt und im übrigen den Ausgewanderten in bestimmten Grenzen (Art. 22) Rat und Hilfe zusichert, mehr aber nicht. Hier ist der Platz, unser Auswanderungsamt in Schutz zu nehmen gegen den Vorwurf, dass es seit vielen Jahren sozusagen nur noch dem Namen nach existiere, also einem Dornröschenschlaf verfallen sei. Das Auswanderungsamt hat alle seine gesetzlichen Pflichten in tadelloser Weise, sowohl unter dem alten als unter dem neuen Vorsteher, wie eine gute Hausfrau treu und still und ohne Lärm erfüllt, so dass man in der Tat wenig von ihm sprechen muss. Wenn es davon absah, in auffälliger Weise vor der Oeffentlichkeit laut Propaganda für die Auswanderung zu machen, so wusste es warum, und verdient deshalb keine Vorwürfe.

Ich habe Ihnen hiemit auseinandergesetzt, dass nach den bisherigen Erfahrungen der Staat gut daran tut, auf dem Gebiete der Auswanderung in der Auswanderungsförderung zurückzu-

halten und vorsichtig zu sein. Und jetzt frage ich: Soll der Staat heute, wie es einzelne der nationalrätlichen Postulate verlangen und wie es auch die schweizerischen Auswanderungs-Propheten und -Pfadfinder, unsere Kolonialpioniere, postulieren, zum Problem eine andere Stellung einnehmen? Oder ist die Schlussfolgerung der vorliegenden Botschaft, wonach der Staat auch in Zukunft zurückhaltend und vorsichtig sein soll, immer noch richtig? Ist es nötig, das geltende Bundesgesetz zu revidieren? Darf der Staat oder das Gemeinwesen einen mehr oder weniger starken oder sanften Zwang zur Auswanderung ausüben, oder darf er gar, wie es früher in Zeiten von Hungersnot vorgekommen sein soll, seine Bürger durch das Los zur Auswanderung zwingen? Dadurch würde also ein Auswanderungszwang wie eine Art Militärzwang als Dienst am Vaterland geschaffen, als Opfer für die Heimat. Oder darf und soll der Staat die Auswanderung seinen Bürgern vom Standpunkt der Aufrechterhaltung der staatlichen Produktions- und Wehrfähigkeit aus sogar verbieten, wie es Basel 1767, sowie von 1802 bis 1817 und wie es Zürich 1770, Schaffhausen 1817 getan haben?

Beide extremen Lösungen sind heute nicht mehr ernstlich zu diskutieren, sie sind auch von unserer Bundesgesetzgebung mit Recht verworfen worden. Diese hat sich auf den modernen Standpunkt der Freiheit und Freizügigkeit gestellt. Der natürlichen menschlichen Freiheit aber können keine staatlichen Grenzen gesetzt werden, sie geht darüber hinaus. Nach diesem Grundsatz soll jeder Bürger im Staate selbst entscheiden können, ob er seine alte Heimat verlassen und mit einer neuen vertauschen will, soweit die fremden Staaten die Einwanderung überhaupt noch gestatten.

Der moderne schweizerische Staat darf erst recht nicht von diesem Hauptgrundsatz abgehen. Die Verhältnisse haben sich heute, verglichen mit der Zeit der freien Einwanderung in fremde Staaten, vollständig geändert, nicht nur im Ausland, wie ich schon dargetan habe, sondern auch im Inland.

Ich erinnere daran, dass die Armenpflege im heutigen Gemeinwesen eine unvergleichlich bessere ist als zu jener Zeit,

da die Behörden versuchten, ihre Armen und sonst Ueberzähligen zur Auswanderung nach Uebersee zu veranlassen. Die Solidarität und Verbundenheit der Volksgenossen ist eine viel grössere geworden, was gegen eine mehr oder weniger zwangsweise Abschiebung unerwünschter Personen spricht. Militärkapitulationen dürfen nicht mehr abgeschlossen werden, die Bundesverfassung verbietet es. Soldatenauswanderung, abgesehen von der päpstlichen Garde und der Fremdenlegion, kommt also als erhebliche Auswanderung nicht mehr in Frage. Die Niederlassungsfreiheit im ganzen Gebiet der Eidgenossenschaft ist durch die Bundesverfassung weitgehend garantiert, was der Bundesrat durch sein neuestes Kreisschreiben über die Freizügigkeit einzelnen Kantonen mit Recht in Erinnerung gerufen hat. Der Schweizerbürger darf weder aus der Schweiz noch aus seinem Heimatkanton ausgewiesen werden. Wir haben in der Schweiz den gesetzlichen Achtstunden-Arbeitstag, der keinem Auswanderer garantiert ist. Das Recht auf Arbeit ist in der Weise gewährleistet, dass die Arbeitslosen weitgehend unterstützt werden. Wir haben eine vielen Bürgern zugute kommende Kranken- und Unfallversicherung und manche andere Fürsorgeeinrichtungen und für diejenigen, die Dienst für das Vaterland als Soldaten tun müssen, haben wir die Militärversicherung und wissen, wie viel sie uns kostet, kurz: die äusseren Umstände, die früher manchen Schweizer zur Auswanderung bewogen und manche Behörde veranlasst haben, den Pauperismus in der Heimat durch Massenauswanderung der Armen zu bekämpfen, haben sich völlig geändert. Die Einwanderung ist zudem besser kontrolliert und erschwert, der Geburtenüberschuss ist kleiner geworden und wird immer noch kleiner. Darf unter diesen Umständen der Staat auch bei vorhandener Uebervölkerung seine Bürger zur Auswanderung zwingen oder auch nur ermuntern, ohne die ganze Verantwortlichkeit für den keineswegs von ihm abhängenden Erfolg zu übernehmen? So auswanderungslustig der Schweizer von Natur aus sein mag, so wird er doch niemals sich zur Auswanderung zwingen lassen, heute viel weniger noch als im vorigen Jahrhundert. Ich erinnere mich da an ein kleines wahres Geschichtlein, das dem

Aarauer Stadtrat passiert ist und das meine ernste Darstellung für einen Augenblick unterbrechen soll. Diese Behörde hatte einst einen Armengenössigen, der immer im Sommer ausflog in die Fremde und im Winter sich für das Asyl wieder meldete (ein richtiger Sommervogel!) mit Mühe und Not dazu gebracht, dass er seine Einwilligung gab, nach Südamerika auszuwandern. Der Herr Armenpfleger fuhr hoffnungsvoll mit ihm nach Genua, aber als das kleine Tenderboot beim grossen Ozeanriesen im Hafen von Genua angelangt war und der Mann die Schiffstreppe hinaufsteigen sollte, da schaute er bewundernd am Riesenschiff hinauf, schüttelte den Kopf und sagte: «Herr Armenpfleger, da hinauf gehe ich nicht, ich will wieder heim», und der Herr Armenpfleger musste mit dem Auswanderer, der für die schöne Reise dankte, wieder über den Gotthard zurück und hatte für den Spott nicht zu sorgen. Das Beispiel aber zeigt, wie es gehen würde, wenn das Gemeinwesen einen Druck zur Auswanderung ausüben wollte. Auch wenn der Auswanderer überhaupt nach Uebersee gebracht werden könnte und er sich verpflichtet hätte, einige Jahre drüben zu bleiben, so würde für den Heimatstaat keinerlei Möglichkeit bestehen, ein solches Versprechen zu realisieren, sobald es dem Auswanderer einfallen würde, wieder heimkehren zu wollen. Bei staatlich erzwungener Auswanderung würde jeder zum andern sagen: «Geh' du zuerst». Und der gezwungene Auswanderer würde sicher nicht ermangeln, zu verlangen, dass der Staat, der die Subventionen verteilt, ihm auch gleich das Retourbillett und verschiedene Versicherungspolicen mitgebe. Denken Sie an alle die unzähligen Entschädigungsforderungen — nach Art derjenigen aus dem Militärdienst — die ein staatlich zur Auswanderung gezwungener oder auch nur ermunterter Bürger für diesen aufopferungsvollen Dienst am Vaterland konstruieren könnte! Denken Sie an die Schwierigkeiten der Rapatriierung bei Misserfolg, an die vielen entwurzelten Rückwanderer und ihre Wiederansiedlung in der Heimat. Da kann man schon mit etwelcher Uebertreibung sagen, dass der Staat, der die Bürger zur Auswanderung zwingen würde, nach den bei der Militärversicherung gemachten Erfahrungen riskieren müsste, dass ihm ein eif-

riger Kolonialsekretär für jeden Husten in Afrika oder Amerika die Rechnung nach Bern schicken würde.

Sicherlich ist eine gewisse Regelung der Auswanderung einerseits und der Einwanderung und Einbürgerung anderseits durch Gesetzgebung und Politik mindestens so wichtig wie diejenige des Importes und Exportes von Waren. Aber da wir keinen geschlossenen Staat mit Numerus clausus der Bevölkerung bilden können, ist es gegeben, dass der moderne freiheitliche Staat das Recht der Freizügigkeit im Zweifel in erster Linie seinen eigenen Bürgern einräumt und dass er darum, wenn der natürliche Zu- und Abfluss von Menschen infolge besonderer Umstände zeitweise in dieser oder jener Richtung störend wirkt, die Korrektur und Regulierung niemals in einer Forcierung der Auswanderung sucht, sondern in erster Linie in einer Einschränkung der Einwanderung durch richtig eingebaute und gehandhabte Schalten. Jede übertriebene und nicht einem dringenden Bedürfnis der Auswanderung entsprechende Auswanderung fällt in irgend einer Form wieder auf die Heimat zurück, sei es, dass die Menschen wieder zurückwandern, sei es, dass sie an die Heimat von der Fremde aus finanzielle Ansprüche stellen oder zum mindesten amtliche Missionen (wie diejenige der Herren Heusser und Tschudi in Brasilien) oder Hilfsaktionen notwendig machen. Der Staat, der gemäss dem Grundsatz der Freizügigkeit den freiwilligen Auswanderer gehen lässt und ihn sich selbst überlässt, ohne ihn weiter am Gängelband führen zu wollen, tut genug, wenn er dem Auswanderer alle Türen der alten Heimat für die Rückwanderung offen lässt.

Zur staatlichen Förderung kolonialisatorischer Gruppenauswanderung fehlen heute die Voraussetzungen sowohl im Inland wie im Ausland. Ich kann es nicht genug betonen: Die Verhältnisse haben sich gegenüber denjenigen des vorigen Jahrhunderts vollständig geändert.

Das Inland hat arbeitslose Industriearbeiter, Uhrenmacher, Sticker, Seidenweber, Metallarbeiter, Handelsangestellte, Büromenschen, aber was uns neben weitausreichenden Bodenreserven für Innenkolonisation fehlt, das sind an einfache Lebenshaltung gewöhnte Landwirte und Bauernknechte in genügender

Zahl, die für harte landwirtschaftliche Arbeiten geeignet, die hier in der Volkswirtschaft überzählig und die zugleich überhaupt gewillt sind, auszuwandern und ihre Lebenshaltung und diejenige ihrer ganzen Familie den ausländischen Verhältnissen entsprechend tief zu senken und um einige Stockwerke in der Kultur hinunterzusteigen. Die Auswanderer kommen klimatisch, sprachlich, gesellschaftlich, sozial und kulturell in eine ganz neue Welt. Das Ansiedlerleben ist nicht so lichtvoll, wie wir es aus der idealisierten Darstellung von James Fenimore Cooper aus seinen klassischen Lederstrumpferzählungen kennen, es verlangt eisenharte und starke, allen Mühen trotzend Menschen, die die Landwirtschaft kennen und lieben und all' ihren Anstrengungen gewachsen sind. Einer meiner Freunde in Brasilien, der die Frage der Auswanderung gründlich studiert hat und auf Grund jahrzehntelanger persönlicher Beobachtung sehr gut beurteilen kann, schreibt mir als Konklusion die folgenden Sätze, die sicher mutatis mutandis auch für Argentinien oder für Nordamerika oder für Britisch Ostafrika gelten, da sie auch die allgemein gültigen psychologischen Faktoren mit in Erwägung ziehen:

«Là où des Italiens, des Polonais, des Japonais réussissent, nos Suisses n'arrivent pas à subsister. Habités à plus de confort, si j'ose m'exprimer ainsi, à une nourriture meilleure et plus variée, ils ne peuvent s'adapter à leur nouvel habitat, trop différent de celui qu'ils quittent. Ils ne peuvent comprendre que les prescriptions d'un règlement ne soient pas religieusement observées. Ils commencent à discuter et finissent par se disputer avec les directeurs et les autres employés de la colonie qui, trop souvent, blessent le sentiment très vif que nos compatriotes ont de la justice et de l'équité. Ils manquent d'initiative, de persévérance et se découragent trop facilement, les femmes surtout, qui au lieu de réconforter leurs maris, les dépriment généralement encore par leurs jérémiades lorsqu'ils rentrent au logis, fatigués par une journée de travail pénible. Ceux dont la langue maternelle est l'allemand n'apprennent qu'avec une grande difficulté le portugais, quand ils l'apprennent. Les parents tremblent de voir leurs enfants tomber ma-

lades, vu la difficulté ou l'impossibilité d'obtenir des soins médicaux; le problème de l'instruction n'est pas près d'être résolu et la plupart des enfants restent illetrés.

Je dois déconseiller d'une manière absolue l'émigration en masse de personnes nécessiteuses. Tous les groupes importants qui sont arrivés jusqu'à présent se sont désagrégés. L'exception que constituent les Obwaldiens d'Helvetia-Itaicy (Etat de Sao Paulo), arrivés il y a une cinquantaine d'années, ne peut modifier mon opinion. Depuis cette époque, les circonstances au Brésil et la mentalité des colons européens ont changé. Et si l'union n'a pas subsisté dans ces groupes, c'est surtout (les querelles de femmes mises à part) parce que la malchance et la misère aigrissant les caractères, chacun voulait rejeter sur le voisin la faute commise d'avoir émigré à l'aventure. Les mauvais éléments, plus nombreux, gâtent les bons. Comme mauvais éléments, je citerai non seulement ceux qui par leurs occupations antérieures comme ouvriers de fabrique ou fonctionnaires ne sont pas préparés à la lutte âpre et constante qui constitue le début de leur existence au Brésil, mais surtout ceux dont la force de résistance physique ou morale est abattue au premier revers. En effet, j'irai même plus loin et dirai qu'il ne suffit pas d'être agriculteur pour venir coloniser au Brésil, où les méthodes de culture, vu le climat, sont si différentes des nôtres.

Ce qu'il faut, c'est être préparé à résister aux multiples difficultés des premières années; c'est posséder une excellente santé, une grande volonté de travailler; c'est ne pas vouloir changer les coutumes du pays nouveau, mais se les assimiler pour autant que cela peut être utile; c'est être prudent, patient, endurant, intelligent; c'est savoir se débrouiller; c'est suivre les conseils que donne notre excellent Office de l'Emigration, les représentants suisses et les compatriotes établis au Brésil depuis de nombreuses années; ne pas vouloir en faire à sa tête et dire «chez nous on fait comme ça»; c'est être accompagné d'une femme vaillante et gaie; c'est, enfin, ne pas partir sans le sou et tomber dès l'arrivée à la charge des Sociétés de secours, mais se munir de deux ou plusieurs milliers de francs suisses.

Ceux qui possèdent les qualités et les avantages que je viens d'énumérer, ceux qui sont forts dans toute l'acception du mot, peuvent se rendre au Brésil où, à moins de malheurs imprévus, ils finiront par devenir des propriétaires aisés, sinon riches. Ils s'établiront de préférence dans un des trois Etats du Sud, où ils ne dépendront de personne. Ils choisiront des terres à proximité d'une ligne de chemin de fer ou d'un fleuve desservant un centre populeux et permettant ainsi l'écoulement de leurs produits. Ils verseront plus d'argent pour leurs lots, mais ceux-ci leur coûteront en définitive meilleur marché, parce qu'ils rapporteront davantage.

Quant aux autres candidats à l'émigration, c'est-à-dire ceux qui ne remplissent pas les conditions morales, physiques et matérielles citées plus haut, ils feront mieux de rester chez eux ou de choisir pour but un autre pays, car ils finiraient sans aucun doute par tomber à la charge de nos sociétés philanthropiques d'abord et de la Confédération ou des communes ensuite, tout en nuisant dans l'intervalle au bon renom dont nos compatriotes jouissent au Brésil. Je me permets cette réflexion car, malheureusement, de trop nombreux cas de ce genre se sont produits ces derniers temps. Il devrait être tout particulièrement interdit de favoriser l'émigration de personnages peu intéressants dont la paresse ou l'inconduite occasionnent déjà trop de travail et d'ennuis à leurs communes d'origine. Ces émigrants-là augmentent dès leur arrivée au Brésil les cas auxquels je viens de faire allusion, car il est impossible qu'ils puissent se tirer d'affaire ici.»

Zu solchen Erwägungen aber treten nun folgende noch hinzu: Um eine fühlbare Entlastung unserer Uebervölkerung herbeizuführen, reichen die uns zugestandenen 100er Kontingente, auch wenn sie 100 % aus geeigneten Auswanderern bestehen würden, bei weitem nicht aus, da müssten nicht nur Tausende, sondern Zehntausende derartiger geeigneter Arbeitskräfte freiwillig zur Auswanderung bereit sein. Ein Aufruf würde zeigen, dass diese Voraussetzung nicht, oder nur unter allzu schweren und nicht annehmbaren Bedingungen erfüllt werden könnte. Wenn man rechnet, dass ein Bauerngütlein von 25—30 ha in

Brasilien für den Anfang etwa 3000 Fr. Bargeld als Anzahlung erfordern würde, in Argentinien etwa 5000 und in Kanada etwa 6000 bis 7000 Fr., da kann man sich leicht ausrechnen, wie viel Kapitalaussteuer der Staat für eine Massenauswanderung zur Verfügung halten müsste. Aber da kommt sofort die weitere Frage, unter welchen Bedingungen könnte der Staat es verantworten, solches Auswanderungsgeld zu bezahlen? Müsste er die Kantone und Gemeinden beiziehen oder nicht? Welche Verpflichtungen müsste er eingehen für den Fall des Misserfolges, welche für den Fall der Verarmung oder Rückwanderung? Und wie weit könnte der Staat dieses Geld auf der Arbeitslosenunterstützung einsparen? Würde eine wirkungsvolle Auswanderer-Aussteuer und Unterstützung schliesslich die Arbeitslosenunterstützungen nicht bei weitem übersteigen? Und woher wollte der Bund die Mittel nehmen, um die Tausende von geeigneten Auswanderern, die zur Herbeiführung einer wirksamen Entlastung des heimatlichen Arbeitsmarktes unterstützt werden müssten, auszusteuern? Glaubt jemand im Ernst, dass man da mit der jetzigen Arbeitslosenunterstützung auskommen könnte? Und soll denn die Finanzfrage im ganzen Problem überhaupt keine Rolle spielen, gerade in der heutigen Zeit, da im andern Rate ein Finanzprogramm beraten wird? Und endlich: Durch welches Umlernungs- oder Umschulungs-Verfahren könnte der Staat die Grosszahl der Arbeitslosen aus ungeeigneten zu geeigneten Auswanderern machen?

Daraus ersehen Sie die Voraussetzungen, die im Inland fehlen. Im Ausland aber fehlen in erster Linie, abgesehen vom Mond, freie Gebiete, die als eigene schweizerische Kolonien nach englischem oder französischem Muster mit der Schweiz eng politisch und wirtschaftlich verbunden werden könnten. Die fruchtbare und wertvolle Welt ist schon unter die Grossen verteilt, und die kleine Schweiz hat niemals mehr Aussicht, ein Stück des Kuchens zu bekommen. Daran würde auch ein Weltkolonisationskongress nichts ändern, so wenig als ein neuer gemeinnütziger Schweizer-Auslandssiedlungsverein oder eine neue Zentralstelle ausserhalb des Auswanderungsamtes. Bloss Wüsten zu sammeln aber wäre auch nicht interessant, um einen

aktuellen Spruch zu gebrauchen. Also käme für eine Schweizerkolonie höchstens das Gebiet eines Großstaates in Frage, in Europa oder Uebersee, der wohl über Land oder Kolonien, aber nicht über den genügenden geeigneten eigenen Bevölkerungsüberschuss verfügt. Solche Ländereien und Staaten gibt es, ich zweifle nicht daran, sowohl in Afrika wie in Amerika, Nord und Süd, besonders in Brasilien und Argentinien und wohl auch in Zentralamerika, sowie in gewissen Gebieten Asiens. Ich möchte Ihnen aus einem Brief des schweizerischen Gesandten in Rio de Janeiro zu Ihrer Orientierung folgende Stelle mitteilen:

«Kürzlich im Gespräch mit einem hiesigen Minister, der grosse Ländereien auf Campos de Jordao besitzt, sagte er mir, er wäre bereit, einer Gruppe von Schweizerbauern das nötige Siedlungsland gratis zur Verfügung zu stellen. Die Campos de Jordao liegen zwischen Rio und S. Paolo und erreichen bis 2000 m ü. M. Man nennt sie die brasilianische Schweiz! Aber richtige Bauern sollten kommen, nicht Städter!»

Aber mit dieser Feststellung allein, und möge sie durch noch so viele schweizerische Landsucherkommissionen bestätigt werden, ist uns nicht geholfen. Das Auswanderungsproblem ist kein blosses Land- oder Augenscheinproblem, es wird durch die Feststellung, dass Tausende von Quadratkilometern fruchtbaren Landes in der weiten Welt noch der Bebauung harren, wenn auch in klimatisch guter Gegend, nicht gelöst. Das bedeutet keineswegs, dass man ohne Augenschein und sonstige Prüfung Land «auf Distanz», etwa wie «eine Katze im Sack», kaufen soll, aber es soll damit gesagt sein, dass noch viele andere Voraussetzungen, vorab im Inland, erfüllt sein müssen. Das Problem ist eben ein sehr kompliziertes. Auf dem Gebiete der staatlich geförderten Kolonisation scheint mir nur eine einzige Lösung denkbar: In ganz wenigen Ländern, die noch über genügend Land, aber über zu wenig geeignete Ackerbauern verfügen, könnte vielleicht ein zweckmässiger Vertrag von Staat zu Staat — unser Staat dürfte nur einen Staat als Gegenpartner annehmen — unter günstigen Verhältnissen eine zweckmässige Kolonisation schaffen können, aber nur auf dem Boden der

Freiwilligkeit und ohne Uebernahme allzu weitgehender Haftung oder Garantie oder zu grosser Ausgaben. Diejenigen, die das Problem der Auswanderung durch staatlich geförderte Gruppensiedlung der Lösung entgegenführen möchten, mögen den Bericht lesen, den das vom Völkerbund für die Ansiedlung der Assyrer in Syrien ernannte Komitee im September 1935 erstattet hat. Daraus sind die ungeheuren Schwierigkeiten und die notwendigen umfassenden und viel Geld kostenden Vorbereitungsarbeiten und auch Verantwortlichkeiten zu ersehen, die eine derartige staatliche Intervention im Gefolge haben würde. Mit der reinsten und begeistertsten Menschenfreundlichkeit allein ist es da nicht getan! Man denke sodann auch daran, wie viel geeignete Schweizer auswandern müssten, um auf diese Weise unserer Uebervölkerung abzuhelpen. Die Auswanderung kann immer nur ein ganz kleines Heilmittel sein, aber niemals das allein wirksame Heilmittel.

Aehnlich verhält es sich nebenbei gesagt mit der Innenkolonisation, die uns übrigens vor die Grundfrage stellt, bis zu welchem Grade der Staat die agrikole Produktion, die er jetzt schon so stark unterstützen muss, noch künstlich ausdehnen soll? Doch gehört diese Frage nicht zum heutigen Thema, und wir müssen zur Auswanderung zurückkehren.

In den meisten Fällen aber wären geschlossene Schweizer-siedlungen dem Ausland, das rascheste Assimilierung fremder Einwanderer anstrebt, gar nicht erwünscht, und die Einwanderereinschränkung der meisten Auslandstaaten würde es auch nicht ermöglichen, eine genügende Zahl von Schweizer-Einwanderern aufzunehmen. Wenn man weiter bedenkt, dass eine wirtschaftliche Symbiose zwischen Mutterland und Kolonie nicht möglich wäre, weil Handelsverträge und grössere Interessen einer Privilegierung der Kolonie entgegenstehen würden, wird man bald einsehen, dass eine staatlich subventionierte Aussenkolonisation im Grunde ein Verlustgeschäft sein würde, das der Heimat in der Form von auf ihre Kosten geschulten Arbeitskräften viel Erziehungskapital entziehen und diese Kräfte einer konkurrierenden fremden Volkswirtschaft ohne entsprechende Vorteile zuführen würde, wobei der einen Druck auf die Aus-

wanderung ausübende Staat weitgehende Garantien und alle Risiken des Misserfolges, der Verarmung und Rückwanderung doch schlussendlich tragen müsste.

So müssen wir denn bei genauer Prüfung die Gründung von Schweizerkolonien mit Bundeshilfe zur Ableitung und Aufsaugung unseres Arbeitslosenheeres mit Hans Baumeister als eine Illusion bezeichnen. So schön und bestechend auf den ersten Blick der Gedanke erscheint, durch staatliche Auswanderungsunterstützung eine zweite oder dritte Art produktiver Arbeitslosenfürsorge zu schaffen, so undurchführbar erscheint er bei gründlicher Prüfung.

Was auch in Zukunft eine grosse und mit der Zeit wohl immer grössere Rolle spielen wird, soweit die ausländischen Staaten es überhaupt erlauben, ist die Einzelauswanderung. Aber auch diese hat wieder auf Freiwilligkeit zu beruhen. Das Gemeinwesen darf keinen Zwang ausüben, es dürfte höchstens ausnahmsweise in gewissen Einzelfällen im Rahmen seiner Kräfte und Interessen eine gewisse Aussteuer oder Subvention hin und weg gewähren, aber mit strengem Ausschluss irgend einer Garantie für den Erfolg und aller weitem Haftung.

Solange die Schweiz die Ausgewanderten aus dem Bürgerrecht nicht entlässt und sie teilweise einer Militärpflichtersatzsteuer unterwirft, was übrigens wieder einmal in Wiedererwägung gezogen zu werden verdiente, solange wird eine gewisse Verbundenheit der Ausgewanderten mit dem Heimatland und eine gewisse wenigstens moralische Fürsorgepflicht des Heimatlandes immer bestehen bleiben. Das hat uns der Weltkrieg deutlich gezeigt. Dass die Fäden zwischen den Ausgewanderten und ihrer alten Heimat nicht für immer entzweigeschnitten sind, dass vielmehr die Schweiz sich ihrer ausgewanderten Bürger und ihrer Nachkommen in der Not wieder erinnert und sie auf diese oder jene Art kräftig und wirkungsvoll unterstützt, das beweist die Tatsache, dass der Bund in den Jahren 1917 bis 1935 für Unterstützungen an Auslandschweizer über 30 Millionen Franken bezahlt hat, genau Fr. 30,897,938.36. Diese verteilen sich nach einer von mir veranlassten Aufstellung der eidgenössischen Finanzverwaltung wie folgt:

1. Unterstützung zurückgekehrter arbeitsunfähiger Auslandschweizer (ohne Rußlandschweizer)	Fr. 6,109,147.82
2. Für Heimschaffung und Unterstützung von Schweizern in Russland	8,399,561.82
3. Für Unterstützung von wieder eingebürgerten Schweizerinnen	1,772,361.51
4. Hilfeleistung an unverschuldet notleidende Auslandschweizer (Bundesarmenpflege zur Entlastung der Kantone und Gemeinden)	13,061,694.26
5. Beiträge an Schweizerschulen im Ausland	545,993.20
6. Andere Leistungen an Auslandschweizer	1,009,179.75
	<hr/>
Total	30,897,938.36

Diese Zahlen vermögen eine Ahnung davon zu geben, was eine staatlich forcierte oder gar erzwungene Auswanderung unser Land kosten würde. Da würden die von den Grossen Räten von Freiburg und Bern im Jahre 1822 beschlossenen 2000 und 1600 Fr. Unterstützung nicht ausreichen. Die staatlich forcierte und subventionierte Grossauswanderung würde sich bald zu einer neuen unerschöpflichen Quelle unabsehbarer Ausgaben entwickeln. Und die gestrandeten und entwurzelten Rückwanderer würden eine moralische Schädigung in die Heimat zurückbringen, die weit grösser sein würde als diejenige der Reisläuferei.

Neben der Einzelauswanderung wird in der Zukunft, je mehr die in der Schweiz ansässige Industrie vom Export abgeschnürt wird, eine grosse Rolle spielen die Verlegung bisher schweizerischer Industrieproduktionsstätten ins Ausland. Aber auch das ist per Saldo für unser Land ein wirtschaftliches Verlustgeschäft, also nicht besonders zu wünschen.

Aus dieser ganzen trostlosen Lage ergeben sich, da für eine Einschaltung der schweizerischen Ueberbevölkerung in den inländischen Arbeitsprozess, abgesehen von andern Voraussetzungen, schon die genügenden wirtschaftlich interessanten Bodenreserven fehlen, da ferner eine zwangsweise Rückführung aller überzählig gewordenen industriellen und kommerziellen Arbeitskräfte in die Landwirtschaft nur ein agrikoles Proletariat

an Stelle des industriellen setzen würde und da endlich die immer fortdauernde Ausgleicherei durch Subventionen und Steuern einmal ein Ende nehmen wird und muss, für unsere Politik folgende praktischen Folgerungen und Richtlinien:

1. Die vermehrte staatliche Förderung oder Forcierung der Auswanderung, sei es Gruppen- oder Einzelauswanderung, soweit sie noch möglich ist, kann nicht als wirksames Heilmittel gegen die in der Uebervölkerung und Arbeitslosigkeit zum Ausdruck kommende Not der Zeit gelten. Die Auswanderung muss auch in Zukunft eine Sache der Freiwilligkeit sein, und eine staatliche Geldunterstützung kann nur in ganz besondern Ausnahmefällen und unter ganz bestimmten Bedingungen in Frage kommen.

2. Eine Revision des geltenden eidgenössischen Auswanderungsgesetzes und eine Umorganisation des Auswanderungsamtes ist nicht notwendig.

3. Solange nicht ein zweckmässiges Abkommen mit einem zuverlässigen Großstaat, der über genügend Land oder Kolonien, aber ungenügenden geeigneten Bevölkerungsüberschuss verfügt, möglich ist, darf das Auswanderungsamt die Auswanderung von Staats wegen weder organisieren noch forcieren und auch nur ganz ausnahmsweise subventionieren, wenn ganz besondere Verhältnisse vorliegen. Der Staat soll dem angeborenen menschlichen Trieb nach Freiheit und Freizügigkeit auch in keiner Weise entgegenreten, sondern die freiwillige Einzelauswanderung durch das Auswanderungsamt, wie es nach dem geltenden eidgenössischen Auswanderungsgesetz möglich ist und seit langem geschieht, mit gutem Rat unterstützen.

4. Die Schweiz soll auch ihren diplomatischen Aussendienst durch Gesandtschaften und Konsulate genügend ausgebaut erhalten und wie bis jetzt in den Dienst der auswandernden Schweizer stellen. Damit will ich indessen nicht alle Schweizer-gesandtschaften in Europa als notwendig anerkennen.

5. Die Schweiz als kleines, stark industrialisiertes Binnenland hat ein lebenswichtiges Interesse daran, dass der Menschen- und Warenexport wieder frei werden.

6. Die Schweiz hat ein Interesse daran, sich nicht zu isolieren und soll darum besonders auch im Völkerbund die Grundsätze der Freizügigkeit verteidigen und in dieser Organisation verbleiben, solange das mit ihren Existenzbedingungen und ihrer Neutralität verträglich ist.

7. Solange ein neuer Aufschwung, oder die Auswanderung von Industrien und Personen keine wesentlichen Erleichterungen bringen, wird leider nichts übrig bleiben als Durchhalten mit einer allgemeinen und durchgreifenden Anpassung der Lebenshaltung aller Volkskreise an die eingetretene Schrumpfung und Verarmung, wobei der Bund, die Kantone und Gemeinden mit ihren Voranschlägen und Haushaltungen vorangehen sollten.

Dieser Bericht über die Auswanderungsfrage ist mein persönlicher Rapport, ich trage dafür die Verantwortung. Die Kommission hatte keine Gelegenheit, den Bericht zu beraten oder zu genehmigen.

Die Kommission stellt Ihnen einstimmig folgenden Antrag: Der Ständerat nimmt zustimmend Notiz vom Bericht des Bundesrates 3297 vom 13. September 1935. Dieser Antrag ist so zu verstehen, dass eine allfällige Kreditgewährung oder staatliche Unterstützung von einzelnen Projekten dadurch nicht präjudiziert werden soll.

Im Anschluss an diesen Bericht veröffentliche ich als Anhang:

1.

Einigé historische Notizen über die Entdeckung von Brasilien und die Beziehungen zwischen der Schweiz und Brasilien im Laufe der Jahrhunderte, mit einem historischen Kalender Schweiz/Brasilien.

(Beispiel der Entwicklung der Beziehungen aller Art zwischen der Schweiz und einem grossen überseeischen Land.)

Verfasser: G. Keller.

2.

Kurze Darstellung des Versuchs einer religiösen Koloniegründung durch Genfer Calvinisten, unter Jean de Léry.

Verfasser: G. Keller.

3.

Die ersten Zürcher in Brasilien.

4.

Schrifttum.

Die Arbeit verfolgt keinerlei Tendenz; sie bemüht sich, die Licht- und Schattenseiten gleich objektiv und neutral zu zeigen. Darum stehe ich nicht an, aus einem vom 15. Januar 1936 datierten Flugpostbrief des Herrn Robert Schupp an das Schweiz. Auswanderungsamt in Bern, der von zwei Söhnen Schupp und von sechs weiteren Schweizern mitunterschrieben ist, hier eine Hauptstelle zu zitieren; sie lautet:

«Vor allem darf ich Ihnen erfreulicherweise berichten, dass die Ansiedlung der Landsleute gelungen ist, dass alle Verheirateten bereits sesshaft sind und auf eigenen Heimwesen, dass alle erklären, gerne hier zu sein und die Reise hierher nicht bereut zu haben. Wir lachen hier über die verschiedenen Schauerberichte, welche über unser Befinden hier in der Schweiz zirkulieren, und ich kann leichtherdigs über die Angriffe meiner Person gegenüber spotten. Der Wurf ist gelungen, jeder hat genügend Arbeit und hoffnungsvolle Aussichten für die nächste Zukunft.»

In einem andern Berichte jedoch vom 8. Januar 1936 aus Roland an den Ansa-Verband in St. Gallen anerkannte der gleiche Herr Robert Schupp, dass die Schweizerische Regierung dem «schweizerischen Auswanderungstaumel» einen wirksamen Dämpfer aufgesetzt habe und gab in objektiver Weise ein durchaus ernüchterndes und kritisch-vorsichtiges Urteil über die Auswanderung nach Brasilien, ihre Voraussetzungen und Aussichten. Er kommt dabei ungefähr zum gleichen Ergebnis wie der zitierte Gewährsmann aus Rio, dessen Ansichten in französischer Sprache im ständerätlichen Referate wiedergegeben worden sind. Wieder ein anderer Flugpostbrief dieses Herrn Robert Schupp vom 14. Januar aus Roland an die Ansa ist dagegen optimistisch wie derjenige nach Bern und schliesst mit den Worten: «Meine Zukunft ist Brasilien und nicht Zürich.» Dieser letzte Brief ist eingestellt auf Verteidigung gegen Vorwürfe und pessimistische Uebertreibungen, er stellt fest, dass die meisten ausgewanderten Schweizer doch ganz gerne in Brasilien bleiben und sich mit der Zeit an das dortige Leben gewöhnen. Im Briefe vom 8. Januar an die Ansa ist besonders interessant, was Herr Schupp auf Grund seiner Erfahrungen über die Notwendigkeit harter Arbeit und über die unerlässlichen Eigenschaften einer richtigen Auswanderungsfrau sagt.

Das endgültige Urteil wollen wir gerne abwarten!

1. Einige historische Notizen über die Entdeckung von Brasilien und die Beziehungen zwischen der Schweiz und Brasilien im Laufe der Jahrhunderte.

Als Entdecker Brasiliens gilt der edle Portugiese Pedro Alvarez Cabral, obschon vor ihm drei spanische Seefahrer sicher in Südamerika gelandet hatten, und zwar Hojedo im Juni 1499, Pinzon im Januar 1500 und Diego de Lepe im März 1500, und vielleicht sogar der Franzose Jean Cousin von Dieppe schon im Jahre 1488. Cabral segelte als Admiral einer Flotte von 13 Fahrzeugen, mit etwa 1200 Mann, am 9. März 1500 mit dem Schiff «Indien» von Belem-Lissabon ab, nahm jedoch, um die Windstillen an der afrikanischen Küste zu vermeiden, eine mehr westliche Richtung und wurde gegen die Küste von Südamerika verschlagen. Am 14. März 1500 hatte Cabral die Kanarischen Inseln, am 22. März die Inseln Cabo Verde passiert, am 21. April sahen die Seefahrer als Anzeichen von Land grosse Mengen von zweierlei Art Kraut im Wasser («Botelho und Rabo d'asno»), am folgenden Tag viel Vögel («Fourabuchos»), am 24. April 1500 landeten sie und nahmen Fühlung mit den Wilden auf den Schiffen und auf dem Land, und zwar in «Porto Seguro» auf der Insel «Veracruz» im heutigen Staate Bahia. Am 1. Mai 1500 nahm Cabral das Land für Portugal feierlich in Besitz, wobei er sich auf eine Bulle Alexanders VI. von 1493 und den Vertrag von Tordesillas stützen konnte, die Brasilien nicht Spanien, sondern Portugal zugeteilt hatten. Dann pflanzte Cabral ein grosses christliches Kreuz auf und nannte das derart durch Zufall neu entdeckte Land «Ilha de Vera Cruz», nachher Terra da Santa Cruz. Eines der Schiffe wurde zur Meldung nach Portugal heimgeschickt. 7 $\frac{1}{2}$ Jahre früher hatte Columbus mit seiner Karavelle «Santa Maria» Nordamerika entdeckt, 19 Jahre später (1519) landete Cortez

in Mexiko, und 1524—1527 entdeckte und eroberte Pizarro auf zwei Fahrten Peru.

Es ging bis zum Januar 1502, bis die Bucht von Rio de Janeiro durch den Portugiesen Gonzalho Coelho gefunden wurde. Wenig nachher, 1503, hatte Fernando de Noronha die heute seinen Namen tragende, zum Staate Pernambuco gehörende Insel bekannt gemacht, nachdem jedenfalls Pernambuco schon früher oft von Seefahrern angefahren worden war.

Zu erwähnen ist auch, dass der Franzose Capitaine Paulmier de Gonneville in den Jahren 1503—1505 in Brasilien war und dass der noch berühmtere Seefahrer Amerigo Vespucci in einem seiner 1504 in Lissabon publizierten Briefe die Naturwunder Brasiliens pries, mit den Worten, dass, wenn es ein irdisches Paradies gäbe, dieses nicht weit von Brasilien entfernt sein könne.

Ein Begleiter Cabrals, namens Pedro Vaz de Caminha, hat über die Entdeckung Brasiliens einen Brief an den König Emanuel von Portugal geschickt, der den ersten Bericht über die erste Begegnung weisser Europäer mit den wilden und nackten braun-roten oder braun-gelben, mit schönen Körpern begabten Indianern von Brasilien enthält. Diese Indianer fürchteten sich vor einem Huhn, weil sie nie derartiges gesehen hatten, sie spuckten Brot, gekochte Fische, Eingemachtes, Torten, Honig und trockene Feigen aus, lehnten den Genuss von Wein nach dem ersten Versuch ab, benahmen sich aber trotz ihrer Wildheit bei jener Gelegenheit als durchaus gutmütige, neugierige Naturmenschen. Zwei portugiesische Schiffsjungen, die es bei den Wilden besser zu bekommen hofften, entliefen zu ihnen, und zwei «Verwiesene» wurden bei den Indianern als eine Art von Verbindungspatrouillen, hauptsächlich auch zur Erlernung der Sprache und zur leichtern Anbahnung künftiger Handelsbeziehungen, zurückgelassen, wie es bei allen spätern Expeditionen Gewohnheit wurde. Das war die erste Berührung, so entstand das erste Mischblut.

Man kann sich vorstellen, welchen gewaltigen Eindruck die Entdeckung von Brasilien und die Schilderung seiner Wunder in der alten Welt, die schon damals von einem wahren Gold-

hunger besessen war, gemacht haben. Immer mehr wurden vereinzelte brasilianische Indianer nach Westeuropa herübergenommen und gezeigt.

Und immer mehr kühne Seefahrer, besonders portugiesische und spanische, aber auch französische, fuhren nach dem neu entdeckten Südamerika, für das an Stelle des «Terra dos Papageios» oder «Terra da Vera Cruz» schon in den ersten Jahren der Name Brasilien («Presillig Landt») aufkommt, nach einem seit dem XI. Jahrhundert «Brazil» (glühende Kohle) genannten roten Farbholz, das Europa bisher aus Asien bezogen hatte (Cesalpina-Fernambuk-Holz, Holz der glühenden Kohle, dessen Farbe in der Rotfärberei verwendet wird). Bald nach der Entdeckung liessen sich einzelne portugiesische Schiffbrüchige in Brasilien nieder, gleichzeitig deportierte Portugal einzelne Verbrecher dorthin, und fast jede Expedition liess einige «Verwiesene» zurück. Im Jahre 1501 schon gründete Duarte Peres eine zahlreiche Familie in Cananéa, 1503 wurde die erste europäische Niederlassung in Bahia errichtet, das 1551 zum Bistum sich erhob sah. Auch die Franzosen zog es immer mehr nach dem neuen Wunderland, von wo sie namentlich Brasilholz, zu Zwecken der Rotfärberei und des Möbelbaues, heimbrachten. Besonders die zwei erzeichen Brüder Ango in Dieppe, eine Art französischer Fugger, hatten die französisch-brasilianische Schifffahrt gleich zu Anfang des XVI. Jahrhunderts mächtig entwickelt, und schon seit 1504 waren ständig mindestens vier Schiffe hin und her unterwegs. Im Jahre 1509 wurden die ersten sieben Brasilianer nach Rouen gebracht, und die Franzosen liessen bei jeder Expedition «Uebersetzer», meistens aus der Normandie, drüben, von denen einzelne sich dauernd mit den Indianern vermischten und in Brasilien blieben. Es ist interessant, die Ladung des 1503 nach Brasilien gehenden Schiffes von Capitaine Paulmier de Gonneville zu verzeichnen, sie bestand, abgesehen von Waffen und Munition, aus 300 Stück verschiedenartigen Leinentuches, 4000 Aexten, Schaufeln, Hippen, Gabeln u. dgl., Ackergeräten, ferner 2000 Spiessen, 50 Dutzend kleinen Spiegeln und 6 Zentnern verschiedenfarbigen venezianischen Glasperlen für Hals- und Armbänder, ferner 8 Zentnern

Kurzwaren von Rouen, Nägeln, Scheren, Kämmen u. dgl., weiter 240 Dutzend Messern und einer Kugel von Steck- und Nähnadeln, ferner aus 20 Stück halbwohlenem Drogettstoff, 30 Stück Barchent, 4 Scharlachtüchern, 8 Stück verschiedenartigen Tuchs, einem Stück gemustertem Sammt und einigen durchwirkten Röcken. Die Rückfrachten nach Frankreich bestanden aus seltenen Tieren, besonders Affen und Papageien, die damals in Frankreich und Europa grosse Mode waren, ferner aus Kolibris, Tukan- und andern farbigen Vogelfedern, dann aus etwas Baumwolle, sowie Gewürzen und Essenzen, besonders aber, das war der grosse Hauptartikel, aus Brasilholz. Besonders «französisch sprechende» Papageien waren sehr gesucht, was die Indianer sofort zu Preiserhöhung veranlasste; so soll eine Indianerin für ihr Tier (nach Léry) eine «Artillerie» verlangt haben. Das französische Schiff «La Pèlerine» war 1531 mit folgenden brasilianischen Importartikeln beladen: 15,000 Zentnern Brasilholz, 3000 Zentnern Baumwolle und ebenso viel «grains de coton», ferner 600 Papageien, 3000 Jaguar- und andern Fellen, 300 Affen, etwas Mineralien, Essenzen und Gewürzen, das ganze für 602,300 Dukaten. Wie einfach ist dieser erste Handelsverkehr verglichen mit demjenigen der Neuzeit!

Zwischen 1530 und 1540 wurde aus Madeira das Zuckerrohr in Brasilien eingeführt. Im Jahre 1548 erfolgte die Verbannung der portugiesischen Juden nach Brasilien. 1549 kamen unter Generalgouverneur Thomé de Souza die ersten Jesuiten, einige Hunderte, und begannen ihre Kulturarbeit zum Schutz und zur Bekehrung der Indianer. Schon 1586 publizierte ein Luzerner, Rennwart Zysat, in Freiburg im Uechtland die deutsche Uebersetzung eines von 1575 datierten «warhafftigen Berichts» eines Jesuiten über Bekehrungen und Taufen von Ureinwohnern Japans und Brasiliens. Zysat berichtet neben vielen wunderbaren Erfolgen auch allerlei Ungereimtes; so von Indianervölkern, welche haben «hinderfür gekehrte Füss, denen die Fersen anstatt der Zehen standen», ferner von andern, Cumucay-Ara genannt, «deren Männer (das ein gross Wunder von der Natur) mit grossen Brüsten voll Milch begabet, die Kinder saugen müssen, dagegen die Weiber keine Brüst hatten». Nach 1549 setzte

die grosse Einfuhr von Neger-Sklaven von Afrika ein. Das ist mit ein paar Strichen der Uranfang der brasilianischen Geschichte.

Charakteristisch ist das etwas romanhaft klingende Schicksal des Portugiesen Diogo Alvarez Correa aus Viana, der auf der Fahrt nach Indien im Jahre 1510 an der Küste bei Bahia Schiffbruch erlitt. Während alle andern Schiffbrüchigen von den Wilden getötet und verspeist wurden, konnte Diogo Alvarez durch Vorführen einer Muskete mit Pulver und Blei, Blitz und Donner und tödlicher Wirkung auf Tiere und Menschen sich in den Nimbus eines übermenschlichen Wesens erhöhen und retten. Er gewann die Zuneigung der seither berühmten Häuptlingstochter Paraguassu, die ihn auf einer Flucht nach Frankreich auf einem französischen Schiffe freiwillig in Liebe und Treue begleitet haben soll (vgl. den Roman Pocahontas von David Garnett, 1933). Heinrich II. von Valois und Katharina von Medici herrschten damals in Frankreich und sollen dem Portugiesen und seinem Weibe Paraguassu, der ersten Indianerin in Paris, ihr Wohlwollen dadurch erwiesen haben, dass sie diese empfangen und bei der jungen Indianerin Patenstelle vertraten. Nach feierlicher Taufe der Indianerin und der Einsegnung ihres Ehebundes soll dann das Paar, um dessen Schicksal sich eine von südlicher Phantasie belebte Romantik wob, wieder nach Bahia zurückgefahren sein und habe dort sein Leben unter den Wilden glücklich beendet.

Sicher ist, dass die immer mehr nach Brasilien sich wendenden französischen Seefahrer mit den Portugiesen, die sich als die rechtmässigen Erben des Landes betrachten mochten, immer mehr in Konflikt gerieten. Die Franzosen verlangten ebenfalls ihren Anteil an Südamerika. Der französische König François I. bemerkte: Je voudrais bien qu'on me montrât l'article du testament d'Adam, qui partage le Nouveau Monde entre mes frères l'empereur Charles-Quint et le roi de Portugal, en m'excluant de la succession. Und 1517 proklamierte dieser König die Freiheit der Meere und schickte 1523 einen französischen Navigateur zur Eroberung von Südamerika aus; allerdings ohne Erfolg. Im Jahre 1516 wurden 3 französische Handelsschiffe von Por-

tugiesen im Hafen von Bahia besiegt, und die Besatzung wurde auf das grausamste massakriert. 1526 erliess der portugiesische König Johann III. ein Edikt, mit dem Befehl, bei Todesstrafe alle französischen Schiffe nach und von Brasilien zu versenken. Und im Jahre 1531 bemächtigte sich der Portugiese Martim Affonso de Souza, der mit allen Vollmachten der portugiesischen Krone zur Okkupation des Landes ausgestattet war, dreier französischer Handelsschiffe in Pernambuco; sein Bruder ging ebenso energisch gegen die Franzosen in Itamaracá vor.

Die Portugiesen waren aber nicht mächtig genug, um die Franzosen vom Verkehr mit Brasilien fernzuhalten. Die Franzosen wehrten sich nach dem Grundsatz: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Im Jahre 1550 hatte Henri II. bei seinem Einzug in Rouen mit Cathérine de Medici und Diane de Poitiers 50 echte brasilianische Indianer gezeigt, «ramenés de là-bas, vêtus de leur seule innocence» (vgl. F. Denis: «Une Fête brésilienne célébrée à Rouen en 1550»). Ebenso wurden am 9. April 1565 beim Einzug von Charles IX. in Bordeaux unter Gefangenen von zwölf verschiedenen Nationen auch echte brasilianische Indianer vorgeführt.

Also: in Europa hatte der Ruf von brasilianischen Bewohnern und Naturschätzen frühe schon die Neugierde, Begierde und Reiselust namentlich bei Leuten mit Entdeckermut und Abenteurerblut geweckt.

Zur Ausnützung der die Phantasie und Begierden anreizenden Schätze von Brasilien und zum Kampfe gegen Portugals Schiffe fand und stellte das Schicksal den richtigen Mann: Nicolas Durand de Villegagnon (1510—1572), Chevalier de Malte, Vice-Admiral français. Auch ihn zog es nach südlichen Meeren, nachdem er 1548 noch die harmlosere Aufgabe gelöst hatte, die blutjunge und bildschöne Maria Stuart von England nach Frankreich zu führen.

Dieser Villegagnon organisierte mit Hilfe von Coligny eine französische Expedition von wahrscheinlich nicht mehr als drei Schiffen nach Brasilien, um dort eine französische Kolonie zu gründen. Er gelangte in den Hafen von Guanabara, heute Rio de Janeiro, und liess sich dort auf der nahe beim Eingang

gelegenen Insel Sery Gipe (nachher Insel Coligny, heute Insel Villegagnon) nieder, die er sogleich zu befestigen begann. Seine Kolonie bestand ursprünglich aus 300—400 Männern, meistens Vagabunden, Abenteurern und Sträflingen, unter einem kleinen Generalstab. Die Zahl schmolz aber infolge von Todesfällen und Entweichungen immer mehr zusammen. Villegagnon verbündete sich mit den Tamoyos-Indianern, einem mächtigen Stamm der Tupinambas («Tupi»), gegen die Portugiesen, zu denen die den Tamoyos verfeindeten Margaias-Indianer hielten. Wie in Nordamerika, nützten auch hier die Europäer die gegenseitige Feindschaft der Indianerstämme aus. Mit der Zeit, nach Ankunft einer Verstärkung von gegen 300 Mann unter Bois Le Comte im Jahre 1557, wurde namentlich der heutige Stadtteil Flamengo von der Insel aus von Franzosen, die zu den Indianern hinübergezogen waren, besetzt. Nach dieser Kolonie Villegagnon nun hatte im Jahre 1556 von Genf aus Jean de Léry mit einigen Calvinisten eine Reise unternommen. Es war die erste uns heute bekannte Reise von Schweizern nach Brasilien, wenig mehr als 50 Jahre nach dessen Entdeckung. Die Triebfeder dieser Reise war nicht wirtschaftlicher, sondern religiöser Natur. Ich werde über den Kolonisationsversuch der Genfer noch besonders berichten, doch nehme ich vorweg, dass die Franzosen und die Genfer sich entzweiten, dass die Franzosen Herren der Insel Villegagnon blieben und die Genfer wieder heimtrieben. Aber auch die Franzosen erreichte ihr Schicksal. In den Jahren 1560 bis 1567 vertrieben die Portugiesen sie und die mit ihnen verbündeten Indianer unter Mem de Sà und seinem Neffen Estazio de Sà. Zuerst (1560) fiel das Fort Coligny auf der Insel Villegagnon, dann folgte ein Kleinkrieg auf dem Festland, und 1565 liess Estazio de Sà sich in Praia-Vermelha beim Zuckerhut nieder, wo er sich befestigte und von wo aus er 1567 die Franzosen aus ihren sämtlichen befestigten Positionen im Hafen von Rio de Janeiro verjagte.

Villegagnon war Ende 1559 nach Frankreich zurückgekehrt, er hatte kein Geld mehr und auch nicht mehr genügend Mannschaft, er hatte seine Kolonie nach vierjährigem Aufenthalt 49jährig verlassen und seinen Platz dem Neffen Bois Le Comte

abgetreten, der dann eben 1567 von den Portugiesen geschlagen und verjagt wurde. Am 15. März 1560 waren die Portugiesen unter Mem de Sá von Bahia aus, wo dieser Gouverneur war, mit 26 Kriegsschiffen nach der Bucht von Rio ausgezogen und eroberten die Insel Villegagnon nach zwanzigtägiger Belagerung, wobei sie noch 74 Franzosen (neben Indianern und Sklaven) als Verteidiger vorfanden. Es brauchte, wie oben gesagt wurde, noch sieben Jahre des Kleinkriegs, bis die Portugiesen auch das feste Land von den Franzosen gesäubert hatten.

Brasilianisch-schweizerischer Kalender.

Wir erinnern daran, dass von 1580 bis 1640 sowohl Brasilien wie das Mutterland Portugal unter die Herrschaft der spanischen Könige aus dem Hause Habsburg kamen, deren Stammburg bekanntlich in der heutigen Schweiz steht.

Aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert finden sich wenig Spuren von Schweizern in Brasilien. Immerhin mögen ziemlich oft vereinzelte Schweizer als Soldaten oder Kaufleute, wie die im Anhang 3 genannten zwei Zürcher, nach Brasilien gekommen sein. Es steht namentlich fest, dass im XVII. und XVIII. Jahrhundert zahlreiche Schweizer, Deutsche und Elsässer im Dienste der niederländischen Ost- und Westindischen Kompanie Reisen nach und durch Südamerika machten.

Des Zusammenhangs und der Uebersicht wegen werden wir im nachstehenden Kalender auch einige Hauptdaten aus der Geschichte Brasiliens notieren.

1532: Das erste Zuckerrohr wurde von Madeira nach Brasilien gebracht. Bald beginnt auch die Kultur der Baumwolle.

1549: Die Einfuhr von Negerklaven aus Afrika, besonders aus Angola und Mosambik, beginnt und dauert bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein derart, dass jährlich in der Regel zwischen 20,000 und 30,000 Neger eingeführt wurden und dass heute mindestens 3 Millionen reine Neger in Brasilien leben und um die 20 Millionen Menschen, die Negerblut, gemischt mit Blut von roten Ureinwohnern (Mestizen) oder Weissen (Mulatten), in irgend einem Grade in ihren Adern haben. Da die Einwanderung reiner Neger seit Jahrzehnten unbedeutend geworden oder dahingefallen ist, vermehrt sich in wachsendem Masse das weisse Blut, rein oder gemischt. In Mexiko beweist nach Collin Ross das Indianerblut

eine ausserordentliche und sieghafte biologische Kraft; ob auch in Brasilien, wird die Zukunft lehren.

- 1556: André Thevet, Franzose, Schuhmacher und Cosmograph (Verfasser von: «Singularitez de la France antarctique», 1558, sowie von «La Cosmographie universelle», 1575), ein Begleiter von Villegagnon, brachte dem berühmten Schweizer Naturforscher Conrad Gessner in Zürich als Andenken aus Brasilien einen Tukan-Schnabel und das Fell eines «Haut (Aï)», einer Faultierart. Schon 1544 hatte Sebastian Münster zu Basel eine «Cosmographia» publiziert, die auch über Brasilien und seine Bewohner interessante Notizen brachte.
- 1556—1558: Jean de Léry mit den Genfer Calvinisten in Brasilien.
- 1549—1762: Bahia Hauptstadt Brasiliens.
- 1577: Erste englisch-brasilianische Handelsbeziehungen.
- 1630—1654: Recife (= Pernambuco) Hauptstadt des holländischen Brasiliens.
- 1762: Rio de Janeiro (von 1809 bis zur Einführung der Republik «Côrte» geheissen) Hauptstadt Brasiliens bis heute.
- 1763—1808: Tempo dos Vice-Reis in Brasilien. «Pobre, beato e sujo Rio de Janeiro do tempo dos Vice-reis!»
- 1600 und folgende Jahre: Zucker und Brasilholz (pão do Brazil) sind die besten Handelsartikel Brasiliens. Auch der Export von Tabak (fumo) beginnt. Schon Thevet, ein Begleiter Villegagnons, hatte festgestellt, dass die brasilianischen Indianer, Männer und Frauen, von einer Pflanze, die sie «betun» oder «petun» nannten und die Thevet für «nicotiana tabacum» hielt, die getrockneten Blätter rauchten; (vgl. Robert Gudell «Das Buch vom Tabak», 1927).
- Ziemlich spät, erst 1727, folgte die Einführung der Kaffeekultur, und noch später, um 1780, die erste Kakaopflanzung bei Ilhéos im Staate Bahia. Doch hatten die Indianer schon zur Zeit der Entdeckung von Amerika durch Columbus ein Getränk aus Kakaobohnen,

Maiskörnern und Cayenne-Pfeffer benutzt; auch in Mexiko, zur Zeit Montezumas, war Kakao das beliebte Getränk der Vornehmen. Nebenbei wurde im 19. Jahrhundert (1810) auch versucht, die Kultur von chinesischem Thee aufzunehmen, besonders im Botanischen Garten zu Rio de Janeiro, doch ohne grossen Erfolg. Ueberhaupt war im Laufe der Jahrhunderte die brasilianische Flora durch Verpflanzungen aus Asien, besonders Indien, erheblich bereichert worden. Es ist eigentümlich, dass einige der wichtigsten Handelspflanzen, so das Zuckerrohr und die Kaffeestaude, sowie einige der heute eine Zierde der brasilianischen Vegetation bildenden Bäume nicht einheimisch sind, so die Cocospalme (Coqueiro von Bahia), die indische Palme oder Königspalme, der Mango- baum, der als schönster Fruchtbaum der Welt gilt. Auch das heute in Brasilien so verbreitete Huhn (gallinha) stammt aus Ostindien. Doch kehren wir nun zum Kalender zurück.

- 1686: Erste Einschleppung des gelben Fiebers in Brasilien.
- 1690: Das Todesurteil gegen Katharina von Wattenwil (1645 bis 1714) in Bern wird auf dem Richtplatze (Kreuzgasse) revidiert und in lebenslängliche Verbannung nach Brasilien umgewandelt, worauf die Verurteilte erklärt: sie nehme das neue Urteil nicht an, mit der Begründung, das sei tausendfacher Tod. Darauf wird die Verbannung nach Brasilien umgewandelt in solche nach der Festung Aarburg.
- 1693: Entdeckung und Ausbeutung von Gold.
- 1721 (oder 1725): Entdeckung von Diamanten.
- 1727: Einführung der Kaffeekultur.
- 1759 und 1760: Die Jesuiten werden aus Portugal und sämtlichen portugiesischen Kolonien vertrieben.
- 1780: Einführung der Kakaokultur.
- 1789: Ausbruch der vorläufig ergebnislosen Revolution (Conjuração Mineira) unter der Führung des Unter-Leutnants Tiradentes (Joaquim José da Silva Xavier, der «Ti-

radentes») in Ouro-Preto, mit dem Ziel: Errichtung einer Republik, einer Universität und Abschaffung der Sklaverei.

- 1792 (21. April): *Tiradentes* wird in Rio de Janeiro (einige Monate vor Ludwig XVI. in Paris) hingerichtet, gehängt, geköpft und gevierteilt, unter dem Vice-Roy Conde de Rezende, nach Burton «stupid and taciturn», «the pest of Portuguese nobility»; Tiradentes erhielt zuerst einen Schandstein, später wurden ihm als einem brasilianischen Nationalhelden Denkmäler errichtet, besonders in Ouro-Preto und in Rio de Janeiro.
- 1800: Um diese Zeit entwickelt sich besonders lebhaft eine spezielle brasilianische Literatur und Kunst, die bis heute zu immer reicherer Blüte gelangte.
- 1800: Die ersten Schweizer beginnen sich dauernd in Brasilien niederzulassen.
- 1808: Flucht des portugiesischen Königs Johann VI. vor Napoleon nach San Salvador in Brasilien, das 1815 zu einem Königreich erhoben wird. Johann VI. zieht am 7. März 1809 mit seinem Hof in Rio de Janeiro ein, das bis 1821 zugleich Hauptstadt von Portugal ist.
- 1808: Erste Zeitung in Rio de Janeiro.
- 1808: Das alte Prohibitivsystem wird aufgehoben und allen mit Portugal befreundeten Nationen der freie Eintritt in die brasilianischen Häfen erlaubt (Carta Regia).
- 1812: Vorläufer der ersten deutschen Kolonie in Santo Agostinho (Espírito Santo).
- 1816—1819: Immer zahlreicher lassen sich Schweizer, namentlich aus der romanischen Schweiz, in Brasilien nieder.
- 1816: Der Neuenburger François de Meuron gründet in Bahia das erste grössere Schweizergeschäft Meuron & Cie., zur Fabrikation von Schnupftabak.
- 1818—1819: Deutsche und Schweizer besiedeln die Kolonien Leopoldina und Mucury, südlich von Bahia.
- 1819—1820: Versuch der Gründung der Schweizer Kolonie Neu-Freiburg (Nova Friburgo).

- 1819: Erstes Schweizer Konsulat in Rio de Janeiro.
- 1821: Gründung der Schweizerischen Hilfsgesellschaft in Rio de Janeiro durch Pierre Schmittmeyer (in erster Linie wegen des Elends der Schweizer Kolonisten in Neu-Freiburg).
- 1821: Verfassungsaufuhr in Rio de Janeiro, Rückkehr des Königs Johann VI. nach Portugal und Ernennung des Kronprinzen Pedro zum Regenten von Brasilien.
- 1822: Verkündung der Unabhängigkeit Brasiliens in Sao Paulo und Krönung des Regenten als Dom Pedro I. («Le cri d'Ypiranga».)
- 1825: Anerkennung der Unabhängigkeit Brasiliens durch Portugal.
- 1826: Anerkennung Brasiliens auch durch die Schweiz.
- 1828: Die Eidgenössische Tagsatzung in Zürich bestätigt August Tavel von Payerne als Schweizer Konsul in Rio de Janeiro.
- 1829: Gründung der Firma Jezler Frères & Trümpey in Cachoeira de S. Felix bei Bahia, nachher Jezler & Keller, heute Wildberger & Co. in Bahia.
- 1831: Abdankung des Kaisers Dom Pedro I. zu Gunsten seines Sohnes Dom Pedro II. d'Alcantara, geboren 1825, und nach Volljährigerklärung 1841 gekrönt, bis zur Krönung unter einer Reichsregentschaft stehend und seit 4. September 1843 mit Therese Christine Maria, Tochter des Königs Franz I. beider Sizilien, vermählt, der «Kaiserin Therese». Dom Pedro II., mit seinem schönen Kopf mit dem klassischen Vollbart und den offenen Augen, war einer der am meisten sympathischen Monarchen aller Zeiten, gebildet, klug und taktvoll.
- 1834 u. ff.: Der Export von Kakao und später auch von Tabak und Kaffee geht immer mehr ins Grosse.
- 1834: Erster Schweizer Konsul in Bahia.
- 1820—1860: Die eigentliche wissenschaftliche Erforschung von Brasilien gelangt zur Blüte (Langsdorff, Mawe, Luccock, Koster, Waterton, Caldleugh, Riedel, Eschwege, Hum-

boldt, Bonpland, Feldner, Saint-Hilaire, Prinz Maximilian von Neuwied, Spix & Martius, Pohl, Natterer, Lund, Gardner, Pissis, Prinz Adalbert von Preussen, F. de Castelnau, Burmeister, Agassiz, Hartt, Richard Burton, Tschudi, und andere). Zu gleicher Zeit die klassischen Zeichner Debret, Rugendas und andere. Manche dieser Reisenden und Forscher berichten von niedergelassenen Schweizern.

- 1837: Der englische Reisende und Botaniker Gardner berichtet von einem Schweizer de Luze, der eine Kaffeepflanzung Constantia im Orgelgebirge besass, sie dann aber veräuserte, um ein grösseres Besitztum an den Ufern des Parahiba zu erwerben. Der gleiche Reisende besuchte 1841 auch die Schweizer Kolonie Nova-Friburgo im Orgelgebirge.
- 1841: Das Schweizer Konsulat in Rio de Janeiro wird in ein Generalkonsulat umgewandelt.
- 1843: Erster Schweizer Konsul in Pará.
- 1849—1850: Nach längerem Ausbleiben erscheint wieder Tod bringend das gelbe Fieber in Rio de Janeiro.
- 1850: Abschaffung des Sklavenhandels.
- 1850: Gründung der Kolonie D. Francisca durch Deutsche und Schweizer im Staate Santa Catharina (jetzt Joinville).
- 1851: Das Aarauer Handelshaus Hunziker & Cie. warnt den Schweizer Bundesrat zur Vorsicht vor Förderung schweizerischer Ansiedlung in Brasilien (Bundesarchiv zu Bern).
- 1851—1855: Schweizer werden erwähnt als Mitglieder der Kolonien San Leopoldo und Nossa Senhora de Solidade in der Provinz Rio Grande, ferner in San Francisco.
- 1854: Sieg der Erziehungsgrundsätze von Pestalozzi und Fellenberg im brasilianischen Schulwesen; Erlass über die Abschaffung der Prügelstrafe in den Schulen.
- 1854: Die Einfuhr neuer Sklaven nach Brasilien wird verboten.
- 1854 u. ff.: Immer mehr Schweizer Auswanderer und Abgeschobene, darunter viel Armengnössige, aber auch Teil-Invalide und ehemalige Sträflinge kommen auf zahlreiche

brasilianische Kolonien, besonders des Staates Sao Paulo, als Halbpact-Kolonisten, fallen aber bald in sklavenähnliches Elend und fangen an, bei den heimatlichen Verwandten und Behörden Klage zu führen. Gleichzeitig fängt die deutsch-schweizerische Einwanderung in Brasilien an, stark über die romanisch-schweizerische zu überwiegen.

- 1855: Die amerikanischen Reisenden Kidder und Fletscher trafen Schweizer besonders im Orgelgebirge, bei Neu-Freiburg und in der Kolonie Ybecaba.
- 1857: Brasilien akkreditiert in Bern einen Chargé d'Affaires, Herrn Jean Aloes Loureiro.
Mission Dr. Christian Heusser in Brasilien.
- 1856—1860: Schweizer, ehemals Halbpächter in der Provinz Sao Paulo, werden erwähnt als Angehörige der Privatkolonien Rio Novo und Parades, sowie der Regierungskolonien Santa Isabel und Santa Leopoldina, genannt Colonia dos Mysterios. Die Kolonie Santa Leopoldina war 1855 gegründet worden und war 2 Jahre später mit 140 Schweizern besiedelt. 1910 traf Herr Generalkonsul Gertsch dort keine Schweizer mehr an.
- 1856—1891: Schweizer Vizekonsulat in Campinas im Staate Sao Paulo. Von 1865—1891 war der Aargauer Jakob Bolliger von Leutwil Vizekonsul in Campinas.
- 1860—1861: Mission Tschudi in Brasilien. Herr Minister Johann Jakob von Tschudi besuchte Dutzende von Schweizer Kolonien in den Provinzen Bahia, Rio de Janeiro, Espirito Santo, Sao Paulo, Santa Catharina und Rio Grande do Sul.
- 1862: Schweizer, meist aus den Kolonien des Staates Sao Paulo, die verlassen werden, besiedeln die Kolonien Cananéa und andere.
- 1865, 28. Mai: In Rio de Janeiro feiern die Schweizer den Geburtstag des anwesenden Schweizer-Amerikaners Louis Agassiz, eines ursprünglichen Freiburgers und berühmten Zoologen. Ein Jahr später wurde Agassiz, ebenfalls in

Rio de Janeiro, durch Fackelzug und Serenade gefeiert. In der Zwischenzeit hatte er eine naturwissenschaftliche Forschungsreise durch Brasilien gemacht, wobei er auch von seinem Zeichner Jacques Burckhardt begleitet war, der über 800 Aquarelle von Fischen verfertigt hat.

- 1866: Johann Jakob von Tschudi von Glarus publiziert sein grosses klassisches Werk: «Reisen durch Südamerika» in 5 Bänden (Leipzig Brockhaus).
- 1870: Bis dahin bezogen die Schweizer Gewebefabrikanten ihre Baumwolle und die Zigarrenfabrikanten ihre Tabakblätter fast ausschliesslich aus Brasilien.
- 1870 u. ff.: Schweizer gründen Kolonien in den Provinzen Bahia und Espirito Santo, so 1873 Moniz und Theodoro, dann 1877 Santa Louisa und Santa Clara bei San João de Monte Negro (Walliser), im gleichen Jahr im Tal des Rio 25 de Julho (Schwyzer und Aargauer). Generalkonsul Gertsch hat diese Kolonien im Jahre 1910 besucht.
- 1872: machte ein J. U. Schmid in Basel in einer Propaganda-Schrift Stimmung für schweizerische Auswanderung nach Rio Grande do Sul.
- 1871: Lex Rio Branco (Lex aurea, loi de liberté des ventres): Frei-Erklärung aller nach dem 1. Januar 1872 von Sklavinnen geborenen Kinder.
- 1873: Gottlieb Müller (ursprünglich Aargauer, aus Unterkulm) lässt sich in Curityba (Paraná) nieder und macht sich zum Gründer einer Schweizer Kolonie. Seine 5 Söhne betreiben dort heute eine grosse Giesserei und Maschinenfabrik unter der Firma Müller Irmaos.
- 1877: Brasilien tritt dem Weltpostverein bei (Berner Vertrag), sowie dem Welttelegraphenverein (Petersburger Vertrag).
- 1878—1879: Uebereinkunft zwischen Brasilien und der Schweiz betreffend das Konsularwesen; sie galt bis 1887 (Eidgenössische Gesetzessammlung IV, 107).
- 1880 u. ff. (besonders 1885): Obwaldner Familien, mit Kaplan Amstalden, wandern in den Staat Sao Paulo aus und gründen dort die Schweizer Kolonie «Helvetia» bei Cam-

pinas. Sie wurde 1911 und 1935 von Minister Gertsch besucht. 1909 und 1910 zweigten sich 9 Familien ab und gründeten nicht sehr weit entfernt, bei der Stadt Piracicaba eine neue Schweizer Kolonie «Nova Suisa».

- 1888: Das neue eidgenössische Auswanderungsgesetz tritt in Kraft, reglementiert streng das patentpflichtige Gewerbe der Auswanderungsagenturen und sichert den Auswanderern in bestimmten Grenzen (Art. 22) Rat und Hilfe zu.
- 1888: Völlige Abschaffung der Sklaverei in Brasilien, wodurch ungefähr $\frac{3}{4}$ Million Negersklaven frei werden.
- 1889 (15. November): Sturz des Kaiserreichs in Brasilien und Proklamation der Republik. Der entthronte und infolge seiner Uneigennützigkeit und Freigebigkeit vermögenslose Kaiser Dom Pedro II., damals 64jährig, verliess Brasilien, begab sich zuerst nach Portugal und starb schon 2 Jahre später in Paris.
- Die Staatsverfassung der Vereinigten Staaten von Brasilien lehnt sich in manchen Teilen an diejenige der Schweiz oder an diejenige der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika an.
- 1890: Die Schweiz anerkennt die Republik Brasilien.
- 1891: Brasilien akkreditiert in Bern einen Ministre plénipotentiaire, Aguiar de Andrade. Als solcher amtete von 1912 bis 1935 Son Excellence Monsieur Raoul Paranhos do Rio Branco, ein Nachkomme aus der berühmten Familie der Rio Branco und allezeit ein besonderer Freund der Schweiz.
- 1891—1892: Schweizer besiedeln die dem Schweizer Eugen Meyer gehörende Kolonie «Alpina» bei Theresopolis. Auch diese Kolonie endete nach kurzer Zeit als Misserfolg. Herr Albert Gertsch, damals Kanzler der Schweizer Generalkonsulats in Rio de Janeiro, der die Kolonie auf Klagen der Kolonisten hin besuchte, stellte fest, dass am 12. Mai 1892 die Kolonie als Schweizer Kolonie zu leben aufgehört habe.

- 1892—1893: Die frühern Gegenrechts-Erklärungen zwischen der Schweiz und Brasilien über Fälle von Unterschlagung und Fälschung öffentlicher Urkunden werden auf Grund des neuen Bundesgesetzes betreffend die Auslieferung gegenüber dem Ausland als fortbestehend im Schweiz. Bundesblatt bestätigt (Schweiz. Bundesblatt 1893, II, S. 74—77; AS n. F. XII, 870).
- 1894: Gründung des Museums Belém de Pará, heute Museum Göldi genannt, durch den St. Galler Professor Dr. Emil August Göldi (gestorben 1917). Im Jahre 1904 folgte ihm in der Direktion der Basler Dr. Jakob Huber. Beide Schweizer haben bedeutende naturwissenschaftliche Werke veröffentlicht, besonders über Flora und Fauna.
- 1898: Gründung der kleinen Schweizer Kolonie Funil, nachher Nucleo Campos Salles, etwa 45 km von Campinas entfernt, im Staate Sao Paulo. Auch diese Kolonie wurde von vielen Schweizern bald wieder verlassen, sie heisst heute Cosmopolis, und es lebt dort als einflussreicher Schweizer Herr Albert Fierz, während der Gründer der Kolonie (11 Familien mit 44 Personen), namens Sekundarlehrer Johann Keller, nach Sao Paulo zu seinem ursprünglichen Lehrerberuf zurückkehrte, wo er sich grosse Verdienste um die Jugendbildung erwarb.
- 1900 (Dezember): Urteil des Schweizer Bundesrates im Grenzstreite zwischen Brasilien und Frankreich über die endgültige Festsetzung der Grenzen zwischen Brasilien und Französisch-Guyana (Territorium von Amapá, etwa zweimal so gross wie Uruguay) (s. Schweiz. Bundesblatt 1900, IV, S. 806—808).
- 1903: Schweizer Vizekonsulat in Sao Paulo, Konsulat seit 1908.
- 1903: Gründung der Kolonie «Neu-Zürich» durch mehrere Schweizer Familien im Staate Santa Catharina, wo der Rio Indios in den Rio Krauel mündet. Die Kolonie wurde nach einem Jahr wegen des Wechselfiebers aufgelöst und

- heisst heute «Neu-Breslau». (In der Nähe wohnte der viel genannte Schweizer Rudolf Müller.)
- 1905: Vermeintlich endgültige «Ausrottung» des gelben Fiebers.
- 1908: Etwa 80 Schweizer (darunter Familien Rychner und Lehner aus Gränichen und Baltenschwyler aus Laufenburg) gründen die Kolonie Visconde de Maua bei Rezende in den Staaten Rio de Janeiro und Minas, auch Itatiaja geheissen. Die Kolonie wird 1909 von Generalkonsul Gertsch besucht, 1909 gingen weitere Zürcher Auswanderer teils nach Itatiaja, teils nach einer andern Kolonie Itajuba. Auch diese Gründungen werden von den Schweizern wieder verlassen.
- 1908: Gründung der Kolonie Affonso Penna im Staat Espírito Santo, etwa 12 km von Curityba (Paraná) entfernt, durch 20 Schweizer Familien. 1909 untersuchte Generalkonsul Gertsch, auf die Klagen der Kolonisten hin, deren Lage an Ort und Stelle. Heute ist Affonso Penna eine blühende polnische Kolonie, Schweizer waren schon 1911 fast keine mehr dort. Genügsamern Polen ist gelungen, was Schweizern nicht gelang.
- 1912: Die Brazil Railway Company versucht, nach ihren Ländereien in den Staaten Paraná und Sao Paulo auch Schweizer heranzuziehen.
- 1919—1926: Brasilien gehört dem Völkerbund in Genf an.
- 1920: Gründung eines agrikolen Unternehmens, namens «Granja Helvecia» in Bocca de Janipahuba et Arapary, rittlings über dem Rio Guajurá.
- 1920: Umwandlung des Schweizer Generalkonsulats in Rio de Janeiro in eine Gesandtschaft, mit Herrn Minister Albert Gertsch an der Spitze.
- 1922: Revolution in Rio de Janeiro, 1924 in Sao Paulo und Rio, 1930 in ganz Brasilien. Diese letzte Revolution führte zu der neuen Bundesverfassung von 1934, die in nationalistischem Geiste wenig fremdenfreundlich ist.
- 1923: Gründung des Schweizer Turnvereins in Rio de Janeiro durch den Baselbieter Adolf Schäfer, der sich um das

gesellschaftliche Leben in Rio de Janeiro überhaupt sehr verdient gemacht hat.

1923 (Ende): Der Schweizer Minister Albert Gertsch besucht die Schweizer Kolonien im Staate Santa Catharina («Neu-Helvetia» oder Vencida über dem Tal des Eisenbaches, dann Kolonie am Kesselbach, Salto Pilao, Kolonie am Itapocú, unweit von Jaraguá, Kolonie Pirabeiraba, Kolonie im Tal des Rio Novo, fast alle neuesten Datums), ferner im Staate Paraná (Schweizer in Curityba und Umgebung), endlich die heutige blühende Polenkolonie Afonso Penna im Staate Espirito Santo. Ein interessanter Bericht über die Reise ging an den Bundesrat in Bern.

1924: Brasilien und die Schweiz schliessen einen Vertrag zur gerichtlichen Erledigung von Streitigkeiten durch den Ständigen Internationalen Gerichtshof (Schweiz, Bundesblatt 1924, III, S. 661 ff.).

1927 (September): Eine Schweizer Delegation besucht die Conférence Internationale Parlementiere du Commerce in Rio de Janeiro.

1927: Der Handelsverkehr zwischen Brasilien und der Schweiz in diesem guten Normaljahr vor der Weltkrise zeigt die Verschiedenartigkeit der beiden Volkswirtschaften: dort das fast auf Monoproduktion (Kaffee) eingestellte und rohe Naturprodukte liefernde Agrarland Brasilien, hier die mannigfaltig industrialisierte Schweiz, die Fabrikate liefert.

Die Gesamteinfuhr aus Brasilien in die Schweiz wurde mit rund 26 Millionen Franken bewertet, die Ausfuhr aus der Schweiz nach Brasilien mit rund 22 Millionen, im Jahr 1928 sogar mit ebenfalls 26 Millionen Franken. Es ist doch interessant, dass das so kleine Land so viel liefert wie das grosse.

Die Haupt-Einfuhrartikel waren Kaffee (rund 20 Millionen Fr., die Schweiz kaufte noch für rund 11 Millionen Fr. aus andern Ländern), dann Kakaobohnen

(rund 2 Millionen Fr.), ferner Tabakblätter (rund 1½ Millionen Fr.), Häute (650,000 Fr.), Rohgummi (rund 300,000 Franken), Pflanzenwachs (rund 280,000 Fr.), pharmazeutische Rohstoffe (rund 195,000 Fr.), etc.

Die Haupt-Ausfuhrartikel, die von der Schweiz nach Brasilien gingen, wurden geliefert von der Textilindustrie (Baumwolle und Seide, Strohgeflechte, rund 7 Millionen Fr.), der Maschinenindustrie (rund 6 Millionen Fr.), der Uhrenindustrie (zwischen 3 und 6 Millionen Fr.), der chemischen Industrie (rund 2½ Millionen Franken), dann folgen Milch (½ Million Fr.), Aluminium (½ Million Fr.) etc. etc.

1928—1929: Nach längerem Unterbruch taucht wieder das gelbe Fieber in Rio de Janeiro und andern Hafenstädten auf. Auch Schweizer fallen ihm zum Opfer.

1928: Erste Jahrhundertfeier der offiziellen Beziehungen zwischen Brasilien und der Schweiz. Die Herren Minister Mangabeira und Gertsch stellen dabei fest, dass bis jetzt keinerlei Wolke diese Beziehungen getrübt hat.

1928: Das Schweizer Heim (Maison Suisse) in Rio de Janeiro wird eingeweiht (Rua Candido Mendes 45). Es ist das gemeinschaftliche Lokal aller dortigen Schweizer Vereine: Schweizerische Hilfsgesellschaft, Cercle Suisse, Neue Helvetische Gesellschaft, Schweizer Turnverein und Union Helvetia.

1928: Wiederaufnahme der Verhandlungen über einen Auslieferungsvertrag.

1930: Der direkte telephonische Verkehr zwischen der Schweiz und Brasilien wird eingeführt, zuerst mit dem Staate Rio de Janeiro und dann mit immer mehr Stationen. Gleichzeitig kommt der direkte telephonische Verkehr mit Schiffen auf.

1931: Am 29. Oktober 1931 trat das Handelsabkommen zwischen der Schweiz und Brasilien auf folgenden Grundlagen (Meistbegünstigung) in Kraft. Es lautet im wesentlichen wie folgt:

«a) Die hohen vertragschliessenden Teile vereinbaren, sich gegenseitig bedingungslos und uneingeschränkt die Behandlung der meistbegünstigten Nation zu gewähren in allem, was die Zoll- und jegliche Nebenabgaben und die Art der Erhebung der Abgaben betrifft, wie auch bezüglich der Bedingungen, Förmlichkeiten und Lasten, denen die Zollabfertigung allfällig unterliegt.

b) Demnach sollen die Boden- und Gewerbeerzeugnisse eines jeden der hohen vertragschliessenden Teile in den genannten Beziehungen keinesfalls ändern oder höhern Abgaben, Gebühren oder Lasten oder ändern oder lästigeren Bedingungen und Förmlichkeiten unterworfen werden als die Erzeugnisse gleicher Art irgend eines dritten Landes.

c) Ebenso sollen die Boden- und Gewerbeerzeugnisse, die aus dem Gebiete eines jeden der hohen vertragschliessenden Teile in das Gebiet des andern Teiles ausgeführt werden, keinesfalls ändern oder höhern Abgaben, Gebühren oder Lasten oder lästigeren Bedingungen und Förmlichkeiten unterworfen werden als die gleichen für das Gebiet irgend eines andern Landes bestimmten Erzeugnisse.

d) Alle Vorteile, Vergünstigungen, Vorrechte und Abgabefreiheiten, die von einem der beiden vertragschliessenden Teile in den vorgenannten Beziehungen den aus irgend einem andern Lande stammenden oder für irgend ein anderes Land bestimmten Boden- und Gewerbeerzeugnissen gewährt worden sind oder noch gewährt werden, sollen sofort und ohne Gegenleistung auf die Erzeugnisse gleicher Art angewendet werden, die aus dem Gebiete des andern vertragschliessenden Teiles stammen oder für dessen Gebiet bestimmt sind.

e) Die im gegenwärtigen Artikel umschriebenen Verpflichtungen erstrecken sich nicht auf die jetzt oder künftig gewährten Vergünstigungen an andere angrenzende Staaten zur Erleichterung des Grenzverkehrs, sowie ferner nicht auf Vergünstigungen, die sich aus einer jetzigen

oder zukünftigen Zollunion einer der beiden vertragschliessenden Parteien ergeben.

f) Das gegenwärtige Abkommen tritt sofort in Kraft. Es ist für ein Jahr abgeschlossen. Nachher wird es stillschweigend verlängert, wobei jede Partei das Recht hat, es zu jeder Zeit auf drei Monate zu kündigen.»

1931 bis heute beginnen und entwickeln sich immer mehr zu einem regelmässigen Flugverkehr die *Z e p p e l i n f l ü g e* von Friedrichshafen am Bodensee nach Brasilien, zuerst bis Pernambuco, dann bis Rio de Janeiro, und zwar bis dort in vier Tagen, mit Zwischenlandungen in Barcelona auf der Hin- und Sevilla auf der Rückfahrt. Ab September 1933 war ein regelmässiger vierzehntägiger Turnus geplant, entsprechend der fortschreitenden Fertigstellung der Luftschiff-Häfen in Brasilien und Spanien. Die Flüge von Europa nach Südamerika über den Südatlantischen Ozean mit nicht starren Luftschiffen aller möglichen Typen mehren sich zu gleicher Zeit, sie beanspruchen dreieinhalb bis vier Tage.

1933: Im Dezember genehmigt die Schweizerische Bundesversammlung den Auslieferungsvertrag zwischen der Schweiz und Brasilien.

1935: Drei Dutzend Ost-Schweizer wandern aus nach Paraná. Das endgültige Ergebnis bleibt abzuwarten. (S. 28 ff., 58.)

1936: Heute unterhält unser Land nach dem Staatskalender ausser der Gesandtschaft in Rio de Janeiro, der auch die Konsularbezirke des «District fédéral» und der Staaten Rio de Janeiro, Espirito Santo und Minas Geraes unterstellt sind, folgende 6 Konsulate in Brasilien:

1. *B a h i a* (für die Staaten Bahia und Sergipe; Konsul: Herr E. Wildberger in Bahia).

2. *C u r i t y b a* (für die Staaten Paraná und Santa Catarina; Konsul: Herr J. Thommen in Curitiba).

3. *P a r á* (für die Staaten Amazonas, Maranhao, Pará und Piauhy; das Konsulat wurde vorläufig demjenigen von Pernambuco übertragen).

4. Pernambuco (für die Staaten Alagoas, Ceará, Parahyba, Norte do Pernambuco und Rio Grande do Norte; Konsul: Herr R. L. Hausheer in Pernambuco).

5. Porto Alegre (für den Staat Rio Grande do Sul; Konsul: Herr J. Haerberlin in Porto Alegre).

6. Sao Paulo (für die Staaten Goyaz, Matto Grosso und Sao Paulo; Generalkonsul: Herr A. Isella in Sao Paulo).

2. Kurze Darstellung des Versuchs einer religiösen Koloniegründung durch Genfer Calvinisten, unter Jean de Léry.

Der Burgunder Jean de Léry (geboren 1534) war schon vor 1555 in Genf als Schuhmacher und gleichzeitig Theologiestudent.

Er schloss sich 1556 der Hugenottengruppe an, die unter Führung von Herrn Du Pont de Corquilleraï nach France-Antarctique aufbrach, um dort eine reformierte Kirche zu gründen. Nach der Darstellung von Léry hätte Villegagnon von Brasilien aus nach Genf sofort Briefe geschrieben, «requérant l'Eglise et les ministres dudit lieu de lui aider et le secourir autant qu'il leur serait possible en cette sienne tant sainte entreprise». Nachdem mit Unterstützung des Admirals Coligny Herr Philippe de Corquilleraï Sieur Du Pont in Genf für das Unternehmen gewonnen war, meldeten und verpflichteten sich folgende Genfer für die Reise nach Brasilien:

Pierre Bourdon, Mathieu Vermeil, Jean du Bordel, André Lafon, Nicolas Denis, Jean Gardien, Martin David, Nicolas Ravignit, Nicolas Carneau, Jacques Rousseau und Jean de Léry. Dazu kamen als schon alter und gebrechlicher Führer: Du Pont, der Kinder und Familie in Genf zurückliess, sowie die Pastoren Pierre Richer (schon über 50 Jahre alt, schrieb 1562 selber ein Buch) und Guillaume Chartier, im ganzen also 14 Hugenotten. Diese reisten von Genf nach Honfleur in West-Frankreich, wo Bois de Comte, der Neffe von Villegagnon, mit 3 Schiffen bereit stand. Diese 3 Karavellen, wohl ausgerüstet mit Artilleriegeschützen und Munition (das Schiff von Léry z. B. hatte 18 Bronzekanonen damaliger Zeit, dazu mehr als 30 Eisenbüchsen), gingen mit zusammen etwa 290 Personen am

19. November 1556 in Honfleur in See. In einem der Schiffe waren «six jeunes garçons que nous amenâmes pour apprendre le langage des sauvages et cinq jeunes filles avec une femme pour les gouverner, qui furent les premières femmes françaises venues en la terre du Brésil, dont les sauvages dudit pays n'en ayant jamais vues auparavant de vêtues furent bien ébahis à leur arrivée (Léry)», Villegagnon hatte wohl kostbare Möbel, Kirchenggeräte und Kleider, aber keine Frauen mitgenommen, er hatte nachher in Brasilien sogar den ausserehelichen Geschlechtsverkehr mit ungetauften Indianerinnen bei Todesstrafe verboten, «conforme à la parole de l'ancien testament lequel défend d'accoupler à la charrue deux animaux de diverses espèces». Diese Expedition war so stark, dass fast alle andern Schiffe vor ihr flohen. Es ging damals nach dem Grundsatz «que celui qui a les armes au poing et qui est le plus fort l'emporte et donne la loi à son compagnon», genau nach den Regeln der damaligen «pirateries légales». Die Expedition Léry fuhr nach manchen Abenteuern am 7. März 1557, nach beinahe 4 Monaten, in die Guanabara-Bucht (Ganabara indianisch, portugiesisch damals Geneure, gleich sac de mer), ein. Die Genfer meldeten sich auf der Insel von Villegagnon, der sie väterlich und brüderlich zugleich willkommen hiess. Sie blieben 8 Monate auf der Insel, und während dieser und der folgenden Zeit hatte Léry oft Gelegenheit, die er reichlich benützte, die mit den Franzosen befreundeten, gegen die Portugiesen verbündeten Indianer, die Léry und alle damaligen Franzosen als «Topinambous» bezeichneten, kennen zu lernen und in ihren Sitten und Gebräuchen zu studieren. Nach 8 Monaten überwarfen sich die Genfer mit Villegagnon, weil dieser sich ganz vom reformierten Glauben abwandte und zogen sich auf das Festland zurück, auf das Ufer gerade gegenüber der Insel Villegagnon, wo heute der Stadtteil Flamengo von Rio de Janeiro steht, in der Nähe des heutigen Hotel Gloria, «au lieu que nous appelions la briquetterie à demi lieue seulement du Fort de Coligny». Hier blieben die Genfer etwa 2 Monate und schifften sich am 4. Januar 1558 auf einem kleinen Schiff, das Léry als «vaisseau sépulcre» bezeichnet und das den Namen

«Jacques» trug, mit «peaux du Brésil, poivrons, coton, guenons, sagoins, perroquets et autres choses rares par deçà», zur Rückreise nach Frankreich ein. Es fuhren im ganzen 45 Personen, darunter 25 Matrosen und die 14 Genfer. Léry erzählt als «dernière perfidie» von Villegagnon, dass dieser den Heimfahrenden nicht nur schriftlich «congé», sondern ausserdem dem Führer des Schiffes ein kleines, in Wachstuch eingemachtes und versiegeltes Kästchen mit vielen Briefen an französische Behörden und Personen mitgab, darunter ein «Prozess-Akt», mit Befehlen an den ersten Richter, der ihn öffnete, die Genfer zu verhaften und als böse Ketzer sofort verbrennen zu lassen. Indessen kam der schlimme Plan in Frankreich seinerzeit nicht zur Ausführung, im Gegenteil: Léry und seine Genossen wurden dort gut aufgenommen. Hingegen verlief die Reise nicht ohne viele Zwischenfälle. Schon nach etwa 8 Tagen, als das alte und schlechte Schiff der brasilianischen Küste entlang fuhr, wurde es so leck, dass sich 5 der Genfer entschlossen auszusteigen und mit einer Barke wieder am brasilianischen Strande zu landen. Es waren Pierre Bourdon, Jean du Bordel, Mathieu Vermeil, André Lafon und Jacques Le Balleur. Nach anderer Darstellung mussten sie wegen Mangel an Lebensmitteln auf dem Schiff dieses wieder verlassen. Diese fünf kehrten unter vielen Gefahren zu Villegagnon zurück, der jedoch die drei ersten als «Verräter» «pour la confession de l'Evangile» hinrichten liess, indem er sie vom Henker gebunden von einem Felsen der Insel ins Meer stürzen liess, womit er zeigte, dass es ihm auch mit der Anklage gegen die übrigen Genfer bitter ernst gewesen war.

Nach Villegagnon und seinen Verteidigern, besonders Thevet, soll diese Strafe eine wohlverdiente gewesen sein, während die drei Hingerichteten als Märtyrer ihres calvinistischen Glaubens für ihren Tod eine besondere Erwähnung und Ehrung erhielten in J. Crespin's «Histoire des martyrs persécutés et mis à mort pour la vérité de l'Evangile» (Genf 1619). Léry und Du Pont fuhren mit dem gebrechlichen Schiff weiter, unter den grössten Gefahren und bei äusserster Hungersnot, die sie Affen und Mäuse, ja Leder und selbst den für den Admiral bestimmten Papagei verzehren liess und beinahe zur Menschenfresserei

trieb. Endlich am 26. Mai 1558 landete das Schiff im Hafen von Blavet in der Bretagne. Von den 25 Matrosen seien 5 unterwegs an Hungersnot gestorben und 10 an zu viel Essen nach der Landung, während die Passagiere alle heil nach Europa kamen, allerdings nur noch mit Haut und Knochen. Villegagnon kehrte, wie gesagt, schon Ende 1559 ebenfalls nach Frankreich zurück, wobei er 50 Indianer, Männer, Frauen und Kinder, mitnahm, sodann einen «Dictionnaire français-brésilien» und ein «Manuel de conversation pour la commodité du commerce», ferner Tiere und Pflanzen und allerlei andere Produkte aus Brasilien. Allein Villegagnon fand in seiner Heimat kein genügendes Interesse mehr, um Geld und Verstärkungen für Brasilien zu erhalten. Die Zeit für die Portugiesen war gekommen.

Es soll hier über Léry und Villegagnon kein endgültiges Urteil abgegeben werden, auch nicht über André Thevet, der die «Singularitez de la France-Antarctique» und die «Cosmographie universelle» geschrieben hat. Alle werfen sich gegenseitig Unwahrheit in der Berichterstattung, Irrtum und Lügen vor. Wer in Wirklichkeit recht hat, kann hier nicht untersucht und entschieden werden.

Sicher ist, dass der Versuch von Léry, eine religiöse Kolonie von Genfer Calvinisten in Brasilien zu gründen, gescheitert ist. Als interessant aber muss festgehalten werden, dass Schweizer schon ganz kurze Zeit nach der Entdeckung von Brasilien einen allerdings erfolglosen Versuch gemacht haben, sich dort festzusetzen. Rio de Janeiro wurde um 1557 von den Calvinisten aus Genf eine zeitlang «Nouvelle Genève» genannt.

Neben Jean de Léry will ich hier noch zwei Deutsche nebenbei erwähnen, die Brasilien ebenfalls im 16. Jahrhundert besucht und darüber Bücher veröffentlicht haben, denen wir manche interessante Beobachtung verdanken. Es sind:

1. Hans Staden: «Wahrhaftig Historia und Beschreibung einer Landschaft der wilden, nacketen, grimmigen Menschenfresserleuthen, in der neuen Welt Amerika gelegen etc.» (1556).

Hans Staden, von Homberg in Hessen, ein verkrachter Student und nachher Landsknecht, war um die Mitte des 16. Jahr-

hunderts 9 Monate lang Gefangener der wilden Indianer Tupin-Imbas und fuhr, da er sich wie durch eine Reihe von Wundern retten konnte, namentlich auch weil er als Träger eines roten Bartes glaubhaft machen konnte, er sei kein Portugiese, 1554, 2 Jahre bevor Léry seine Reise antrat, mit dem französischen Schiff «Catherina von Wattavilla», das er im Hafen von Rio de Janeiro besteigen konnte, wieder nach Europa zurück. Das Schiff hiess Catherina sehr wahrscheinlich nach Cathérine de Medici, sein Kapitän war Guillaume Demoner de Vatteville. Die Benennung hat also mit der bernischen Jungfer Cathérine de Wattewyl, die von 1645—1714 in der Schweiz und Frankreich lebte, nichts zu tun.

2. «Ulrich Schmiedel's Reise nach Südamerika in den Jahren 1535—1554.»

Schmidel war ein bayerischer Landsknecht aus Straubingen a. d. Donau, aus alter, angesehener Familie, im Jahre 1510 geboren. Er reiste nach Rio de Janeiro und nach Argentinien und kämpfte etwa 20 Jahre lang in Südamerika herum, 1554 kehrte er wieder nach Deutschland zurück. Sein Buch wird von dem berühmten spanischen Schriftsteller Don Félix de Azara sehr hoch gepriesen, da er Schmidel «Schritt vor Schritt gefolgt» sei.

3. Die ersten Zürcher in Brasilien.

Auf die Genfer folgten bald die Zürcher. Es ist das Verdienst von Dr. Leo Weisz in Zürich, in der dortigen Zentralbibliothek ein Tagebuch zweier Zürcher, Hans Caspar Zoller und Hans Felix Escher, gefunden und ausgegraben zu haben, die 1597 in Brasilien waren. Leo Weisz schrieb darüber in der «Neuen Zürcher Zeitung» Nr. 1453 vom 5. August 1932 folgendes:

«Die ersten Zürcher in Amerika,

Bisher galten die Wiedertäufer Jakob Müller, Martin Oberholzer, Martin Meili, Christian Heer und Martin Kündig, die 1710 in Lancaster County (Nordamerika) Landkonzession erhielten, für die ersten Uebersee-Zürcher. Einige Schwyzer und Berner sollen die ersten Schweizer überhaupt sein, die, in den 1630er Jahren, nordamerikanischen Boden betraten. Nach Südamerika sollen Schweizer überhaupt erst im 19. Jahrhundert gekommen sein. Diese Annahmen mögen für Siedler zutreffen. Als Söldner aber kamen die Schweizer, besonders im Dienste Frankreichs (andere Staaten liessen keine Fremde auf ihre Schiffe), wohl schon sehr früh in die Neue Welt, nur liegen über solche Reisen bisher keine Berichte vor. Bekannt ist, dass ein in französischen Diensten stehender Berner, Diebold von Erlach, 1562 in Florida starb.

Von zwei Zürchern, die im Jahre 1597 in Brasilien waren, soll nun im nachstehenden berichtet werden. Wir wollen sie «die ersten Zürcher in Amerika» nennen, bis Spuren früherer Besucher zum Vorschein kommen. Ueber ihre Reise sind wir ungewöhnlich gut unterrichtet. Die Zentralbibliothek Zürich behütet im Handschriftenband S. 346 die Abschrift eines auf dieser Fahrt geführten Tagebuches. Sein Verfasser ist Hans Caspar Zoller (1574 bis 1644), Sohn des Rats Herrn Hans Wil-

pert und der Esther Reutner von Weyl, in deren Adern auch v. Hallwil-Blut floss. Der Reisegefährte war Hans Felix Escher, über den ich nichts weiteres auszusagen vermag. Beide scheinen in Lyon für den internationalen Handel erzogen worden zu sein, und als sie ihre Lehre beendet hatten, zogen sie mit Hauptmann Hans Käuffli von Schennis aus, um Frankreich, Holland und England kennen zu lernen. Geld hatten sie, und so ging die Reise bequem und rasch vonstatten. Alter, guter Zürcher Tradition folgend, wurde natürlich auf der Reise fleissig Tagebuch geführt, nicht nur über Pferdewechsel und Nachtquartier, sondern hie und da auch über die Eindrücke, die man in den fremden Ländern gewann. So fiel unserm Gewährsmann in England vor allem auf, dass dort «kein Wein wachset, aber gewaltig gut Bier machend. Hat auch keine Wölfe in demselbigen Land. Das gemein Volk ist ein stolz Volk, aber was von Stand, ist gewaltig früntlich. Sie halten ihren König in grossen Ehren».

Auf der Rückreise von London nach Frankreich erfahren die beiden in Dieppe, dass der berühmte Amerikafahrer Kapitän R o u s s e l gerade daran ist, mit vier Schiffen eine Reise nach Brasilien vorzubereiten. Die Sehnsucht nach dem Unbekannten und nach abenteuerlichen Erlebnissen lässt die Jünglinge nicht mehr ruhen. Die vornehmen Junkersöhne lassen sich als Söldner in die Besatzung der Schiffe Roussels anwerben (der Lohn war nebst Verpflegung eine Gewinnbeteiligung von $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Prozent), und im Dezember 1595 geht es mit vollen Segeln in die weite Welt. Ueber diese Reise berichtet uns das Tagebuch, das nach glücklicher Heimkehr in Zürich die Aufschrift erhielt: «Reisebuch für tütsche und wältsche Land, Engelland, Hispanie, insel für Ameriqua und Afriqua, welliche insel und lender von namen hernach geschrieben stand. Angefangen im Jar Anno 1595.»

Die Reise wurde, von grossen Stürmen, unerträglicher Hitze, Sumpffieber, spanischen Kanonenschüssen und dergleichen obligaten Annehmlichkeiten abgesehen, ohne besondere Abenteuer absolviert. Man fuhr aus, um günstig einzukaufen und man kehrte mit reich beladenen Schiffen heim. Eigentlichen Dienst hatten die jungen Herren nur zu leisten, wenn die Schiffe vor

Anker lagen, sonst waren sie stille, aufmerksame Beobachter, die sich nicht satt sehen konnten an dem, was ihnen eine fremde Welt in Ueberfülle bot. — Nur beim Antritt der Fahrt wird die Reisegesellschaft buchstäblich erschüttert. Durch Unachtsamkeit ist beim üblichen Salutschüssen ein Fass Pulver in die Luft geflogen, da «war jedermann in grossem Ernst». Weitere ähnlich eindrucksvolle Erlebnisse blieben ihnen erspart. — Am meisten beschäftigten Zoller die Tiere, die Wunder des Meeres und natürlich die «wilden Menschen». Er scheint für Zoologie besonderes Interesse zu haben und beruft sich auch auf die Gelehrten, die Tiere beschreiben. So bewundert er zuerst die Meerschweine, nicht nur, weil sie «ein schnoren glich wie ein Schwin haben, das übrig aber gestaltet wie ein Fisch», sondern auch darum, weil sie «gar gut zu essen und ein Anzeiger von gut Wetter sind». Auf Madeira ist er entzückt von dem «gewaltig guten, süssen win, der nur hie so gut wird», aber er notiert auch, dass dort viel Zucker, Feigen, Weinbeeren, Orangen und Zitronen wachsen, ebenso auf den Kanarischen Inseln.

In Cadonor, an der Küste von Guinea, sieht er zum ersten Mal schwarze Menschen, die unerhörterweise nackt herumlaufen. Sie sind dumm, denn für «ein kleines Narrenwerk, als ein hubenfatzenettly, ein paternoster oder ein böser alter strouwsack geben sie eine Geiss, Hühner, Reis, Wein usw.» Ausserdem «zählen sie an den Fingern bis auf fünf, demnach die andern fünf Finger, das ist zehn, das nennen sie foc, demnach schlagen sie die beide Hände zusammen, ist wieder zehn, und können nicht auf hundert zählen, als nur auf den Fingern». Sie messen auch die Zeit dumm: sie rechnen nach Monden. Aber sie sind sehr habgierig, selbst das Trinkwasser lassen sie sich bezahlen. In den Wäldern wimmelt es von indianischen Hühnern, Meerkatzen, Affen, Papageien und Hirschen, denn die Schwarzen töten kein Tier. Dafür leben sie selbst «wie die Tier, dass einen Wunder nimmt, wie sy leben mögen». Ihre Häuser sind ganz klein, aus Stroh und Holz, oben zugespitzt, etwa zwei Mann hoch, «sind schier gemacht, wie ein Vogelschlag oder wie die Käffy, da man by uns die jungen Hühner mit der Gluggery

darin tut. Sie haben kein Bett, schlafen auf der Erde. Haben schöne, starke Weiber mit Christen-Paternoster am Hals. Sie kaufen die Weiber um Kühe oder Kamele. Die Mütter tragen die Kinder auf dem Rücken angebunden. — Sie alle fürchten nur die Oberen und den «Gamaté». Im Anfang hatten wir nicht gewusst, was es war, denn sie schwören bei dem Gamaté und fürchten ihn übel. Da fragten wir einen Mohren, was das sei, sagt er uns, dass es ein Tier wäre, so gross als unser Schiff, habe vier Füsse, esse nur Menschen und lege sie darnach wiederum use. Andere sagten, dass es der Tüfel wäre. Seither haben wir von den Spaniern vernommen, die unter ihnen wohnen und die ihre Sprache kannten (auch die Schwarzen sprechen spanisch und portugiesisch), dass der Gamaté ein Gericht (Justice) wäre, das sie anbeten; alte Leute, die sich versammeln, wenn einer was getan hat, wofür er gestraft wird, also, dass er ihnen muss zu essen geben und sie unterhalten. Das fürchten sy, als ihren Gott, er esse sie und gebe sie demnach wiederum aushin. Von Gott wissen sie nichts». Sie haben Weber, machen blauweissen Zwilch aus Baumwolle, die ihre Weiber verspinnen. Ein Färber kocht das Garn mit einem Kraut und es wird davon blau. Am meisten überraschte Zoller, dass die Männer ihre Weiber den Fremden antragen. Die Zürcher müssen gewarnt werden: «diese Weiber sind viel zu hitzig und verderben einen».

Nun geht die Reise weiter nach dem Süden. Es wird immer heisser «wie in einer Badstube», und auch «die Luft immer ungesunder». Grosse Gewitter, Hagel, ständiges Wetterleuchten, Unmassen von fliegenden Fischen halten die Sinne im Bann. Am Cap Palmas wird wieder stationiert und der Sklaveneinkauf für Brasilien besorgt. Die Schwarzen fangen sich gegenseitig und verkaufen ihre Feinde; sie sind hier stark behaart und bemalen sich «über die Aerm, den Ruggen und die Ben.» Sie haben sehr viel Gold, und die Portugiesen haben ein Schloss voll Gold. Man kauft Gold um Narrenwerk, Pfund gegen Pfund. Auch Roussel kauft soviel er nur kann. Hier isst Zoller die ersten Bananen, und von der Ananas berichtet er entzückt: «kein besseres Ding nit ist». Hier erwirbt er sich auch «das seltsam Holz, das eim die Zähne wyss macht, wenn es einer

damit rybt». Voll des Lobes ist er auch über die kleinen «grünen Pabengeyen, mit goltgelber Houpt, Schnabel und Hals, so wunderschön, als ich nie gesehen». Auch hier wächst Baumwolle, Reis und Hirse, wie Tannzapfen, aber man pflügt nicht. «Sie brennen das Gestüd und säen dann, was sie haben wollen». Ihre «Helfanten» seien die grössten Tiere der Welt.

Von Palmas ging es auf die Insel S. Thomé. Hier wurde mit Schrecken festgestellt, dass das Küchenpersonal und der Contremaître sehr viel Wein und Lebensmittel gestohlen und verbraucht hatten. Die Rationen wurden zu grossem Jammer der Zürcher Herren reduziert, der grösste Sünder aber mit Rücksicht auf sein Alter nicht gehängt, sondern entsetzt, mit Callé bestraft, d. h. hochgezogen, ins Wasser fallen gelassen und wieder aufgefangen. Der drohende Lebensmittelmangel zwang zur Abkürzung der Fahrt. Nach dem Besuch von Cap Lopez ging es daher nach Brasilien, nachdem vorher die Aequatortaufe auch an unsern Zürchern vollzogen worden war. Zwei kleine Inseln zeigten noch, wie die Menschenfresser «mit Hüten aus Guggelfeder» aussehen. Auch diese wurden nach ihren Göttern gefragt, aber lachend gaben sie die Antwort: Sie wüssten schon, dass die Weissen an einen glauben, der alles geschaffen haben soll, sie glauben aber nicht, dass ein solcher existiere. Er solle zuerst zu ihnen kommen und Wunderwerk vor ihnen tun, dann wollen sie an ihn glauben. Dagegen kennen sie den Teufel gut, der plage sie von der Geburt bis zum Tod. — Auf der Weiterreise tauchten die ersten wundergrossen Walfische auf. «Da springt einer hoch über das Wasser uff, dass einer vermeint, ein grosser Fels fall in das Wasser. Sy werfend ouch das Wasser durch ein Röhrchen, das sy uff der Schnöugen haben, dass es zwen Manns hoch uffspringt».

Am 13. September «sahen wir Land. Ameriqua, das man nennt Brésil, Ursach das Holz, das das ist, darauss man die rot Farw macht». Am Cap Branco landen sie und verkaufen, was sie für Brasilien mitgebracht haben. Zoller, der das alles langweilig findet, bedauert nur, dass man nicht auf spanische Schiffe jagt, das wäre das beste Geschäft gewesen. Auf dem Lande bewundert er die Palmenbäume, «daran Musgetnüß

wachsend», die roten, bemalten Wilden, mit den durchstochenen Lefzgen, und ihre nächtlichen Tänze und Bachanalien mit jungen Mädchen in der Nähe von «Fernandburg». Er bedauert lebhaft, dass der König von Spanien verboten hatte, Wein zu machen, wo doch hier so schöne Reben wachsen.

In Bahia blieb man drei Monate. Die geplante Reise nach Nord-Peru (heute Venezuela) unterblieb, und Zoller fühlte sich so wohl, dass er es die ganze Zeit hindurch unterliess, sein Tagebuch zu führen. Erst auf dem Schiff griff er wieder zu ihm. Am 3. Januar 1597 wurde die Rückreise auf kürzestem Wege, über S. Domingo und die Azoren, angetreten. Kurz vor der Ankunft in Frankreich bricht das Tagebuch ab.»

* * *

4. Schrifttum.

Aus der grossen Literatur über Brasilien zitiere ich hier bloss einige wenige mit dem Text im nächsten Zusammenhang stehende Quellen.

1. Siehe **Schweizerische Bundesblätter**, z. B.:

1856, I, 301. II, 143; 418,	1860, II, 467; 259—291,
1857, II, 154,	1862, II, 477,
1858, II, 181—233,	1864, III, 230 ff.,
1859, II, 19; 195 ff.,	1873, I, 175; III, 767; IV, 314.
- Stenographisches Bulletin** des Schweiz. Ständerates, Januar-Session 1936.
2. Ueber die schweizerische Auswanderung nach Brasilien sind zu konsultieren:
 - a) **Das schweizerische Auswanderungswesen** (etc.); Bericht von L. Karrer, Nationalrat, Bern 1886; besonders S. 2 ff., 59 ff.
 - b) Johann Jakob von Tschudi: **Reisen durch Südamerika**; 5 Bände; Leipzig 1866. Tschudi beschreibt die Geschichte Neu-Freiburgs in Band 3, S. 183 ff., diejenige der Parcerie-Kolonien in Sao Paulo und Santa Catharina in Band 3, S. 220 ff., 337 ff.
 - c) Davatz Th.: **Die Behandlung der Kolonisten in der Provinz St. Paulo in Brasilien und deren Erhebung gegen ihre Bedrücker**, Chur 1858.
 - d) Heusser: **Die Schweizer auf den Kolonien in S. Paulo in Brasilien**. Bericht an die Direktion der Polizei des Kantons Zürich (1857).
3. Für die Auswanderung nach Argentinien, Uruguay, Chile und Paraguay ist zu konsultieren das Buch von Dr. Karl Zbinden, Advokat in Luzern: **Die schweizerische Auswanderung nach Argentinien, Uruguay, Chile und Paraguay** (1931). (Das Buch bietet auch ein sehr gutes Literatur-Verzeichnis.)
4. Für die Auswanderung nach Nordamerika rate ich zu konsultieren das Buch von Dr. Hans Mötteli: **Die schweizerische Auswanderung nach Nordamerika** (Zürich 1920).
5. Villegagnon war sicher einer der interessantesten, aber auch bestrittensten Männer seiner Zeit. Man konsultiere über ihn die Bücher von:
 1. Arthur Heulhard (Villegagnon, roi d'Amérique, un homme de mer au XVI^e siècle);
 2. Pater Pizarro (Historische Denkwürdigkeiten von Rio de Janeiro);
 3. M. T. Alves Nogueira (Der Mönchsritter Nikolaus Durand von Villegagnon);
 4. Marc Lescarbot (Histoire de la Nouvelle France);
 5. P. Gaffarel (Histoire du Brésil français au XVI^e siècle).
 Ueberdies konsultiere man die anderswo zitierten Bücher von Léry, Thevet und Richer. Das Buch von Léry wurde 1927 von Payot neu herausgegeben unter dem Titel: **Le voyage au Brésil de Jean de Léry, 1556—1558**.

Im Verlage von E. Löpfe-Benz in Rorschach

ist ferner erschienen:

Ständerat Dr. Brenno Bertoni

Irredentismus im Tessin?

(La questione aduliana)

Ueber den moralischen Wert der Schweiz

Zum 1. August 1931

Aus dem Italienischen übertragen von Alice Meyer.

Steif broschiert. 64 Seiten. Preis Fr. 3.—.